DIE

LEBENSANSCHAUUNGEN DER GROSSEN DENKER

EINE ENTWICKLUNGSGESCHICHTE
DES LEBENSPROBLEMS DER MENSCHHEIT
VON PLATO BIS ZUR GEGENWART

VON

RUDOLF EUCKEN

ZEHNTE AUFLAGE

LEIPZIG
VERLAG VON VEIT & COMP.
1915

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.

Bei aller Veränderung im einzelnen hat unser Werk in der zweiten Auflage den Plan der ersten durchaus festgehalten. Es möchte durch eine geschichtliche Vorführung der Lebensanschauungen der großen Denker zunächst dafür wirken, daß die Helden des Gedankens nicht bloß wie leblose und gleichförmige Schatten an uns vorüberziehen, sondern daß ihre Gestalten Fleisch und Blut gewinnen und zugleich einen eigentümlichen Charakter zeigen; so allein kann die Kraft und Leidenschaft, welche ihre Schöpfungen durchströmt, auch unserer eigenen Arbeit zufließen. Insofern darf das Werk sich als ein Supplement zu allen Darstellungen der Geschichte der Philosophie geben, ohne sie irgend ersetzen zu wollen.

Zugleich aber hofft es der Philosophie selbst einen Dienst zu leisten, indem es eine Art Einleitung in ihre Hauptprobleme bietet. Die Lebensanschauung eines großen Denkers läßt sich nicht entwickeln, ohne daß diese Probleme deutlich zur Sprache kommen, sie müssen sich hier, in dem Zusammenhange mit dem Ganzen der lebendigen Persönlichkeit und ihrem starken Verlangen nach Glück, besonders durchsichtig und eindringlich darstellen.

Endlich kämpft das Werk für einen engeren Zusammenhang der Philosophie mit dem allgemeinen Leben. Die gegenwärtige Spaltung, die Gleichgültigkeit weiterer Kreise gegen die Philosophie und die Abschließung der Philosophie zu einer gelehrten Fachwissenschaft, ist ein großer Schaden für beide Teile; es gehört zur Gesundung unseres geistigen Lebens, daß

man sich wieder mehr um einander kümmere. Ist aber nicht die Lebensanschauung ein Punkt, wo die philosophische Arbeit dem reinmenschlichen Interesse besonders nahe kommt? Sollte es nicht alle Gebildeten treiben, bei einer Frage, die so sehr unser eigenes Glück angeht, eine Fühlung mit den Meistern des Gedankens zu gewinnen?

Jena, im Herbst 1896.

Vorwort zur neunten Auflage.

Die neunte Auflage bringt größere Veränderungen als die vorangehenden Bearbeitungen. Nicht nur habe ich wieder am Stil gefeilt und die Ergebnisse neuerer Forschungen im Einzelnen zu verwerten gesucht, sondern es sind auch ganze Abschnitte umgearbeitet worden. Jetzt erst sind die modernen religionsgeschichtlichen Forschungen über die Zeit der Entstehung des Christentums zu voller Würdigung gelangt, und es konnte damit das Eigentümliche des werdenden Christentums klarer beleuchtet werden; beim Mittelalter ist das Bild Meister Eckharts weiter ausgeführt, bei der Reformation die Darstellung Luthers präziser gestaltet. Von den neueren Denkern hat jetzt Shaftesbury die gebührende Würdigung gefunden, neu hinzugefügt ist ein Abschnitt über Vico. Vor allem aber sind die letzten Kapitel, welche sich mit den geistigen Strömungen der Gegenwart befassen, wesentlich umgestaltet worden, und ich darf hoffen, daß damit das Ganze voller und kräftiger ausklingt.

So stellt sich das Buch auf der alten Grundlage an wichtigen Stellen als ein neues dar; möchte es auch in der neuen Fassung die freundliche Aufnahme finden, die ihm bisher in Deutschland und draußen zu teil geworden ist.

Jena, Ende Januar 1911.

Vorwort zur zehnten Auflage.

Nachdem die neunte Auflage manche Umgestaltung gebracht hatte, glaubte ich, als ich an die zehnte ging, kaum etwas verändern zu müssen. Aber es zeigte sich doch, daß je mehr die Untersuchung sich der Neuzeit und Gegenwart näherte, desto öfter ein präziserer Ausdruck und eine deutlichere Stellungnahme zu den Zeitbewegungen nötig wurde. An kleineren Verbesserungen und Erweiterungen fehlt es auch im Ganzen des Werkes nicht, man empfindet bei einem solchen Gegenstande besonders stark, wie viel Bewegung, auch wie manche leisere Verschiebung sich heute unablässig im Bilde der Vergangenheit vollzieht. Auch das Streben nach Klärung und Vereinfachung der Darstellung wurde eifrig fortgesetzt.

So tritt die zehnte Auflage doch wieder als ein neues Buch an die Öffentlichkeit; möchte sie dem Werk die alten Freunde erhalten und neue dazu gewinnen!

Jena, im Juli 1912.

Rudolf Eucken.

Inhalt

Seite

Einleitung 1

Erster Teil.

Das Griechentum.

A. Die Denker der klassischen Zeit.

1. Vorbemerkungen über griechische Art und Entwicklung . . 9
2. Plato.
   a. Einleitendes 21
   b. Die Ideenlehre 22
   c. Die Lebensgüter 25
   d. Weltflucht und Weltverklärung 30
   e. Das Gesamtbild des Menschenlebens 35
   f. Die einzelnen Lebensgebiete.
      α. Die Religion 38
      β. Der Staat 41
      γ. Die Kunst 43
      δ. Die Wissenschaft 44
   g. Rückblick 45
3. Aristoteles.
   a. Die allgemeine Art 48
   b. Die Grundzüge des Welt- und Lebensbildes 50
   c. Die Erfahrungen des menschlichen Kreises 57
   d. Die einzelnen Gebiete.
      α. Die menschlichen Gemeinschaften 65
      β. Die Kunst 70
      γ. Die Wissenschaft 72
   e. Rückblick 74

B. Das nachklassische Altertum.

1. Die Systeme der Lebensweisheit.
   a. Die geistige Art der hellenistischen Zeit 80
   b. Die Epikureer 84
   c. Die Stoiker 89

2. Die religiöse Spekulation. Seite
a. Die Wendung zur Religion 97
b. Plotin.
α. Einleitendes 108
β. Die Grundlegung der Weltanschauung 110
γ. Der nähere Inhalt von Welt und Menschenleben . 113
δ. Die Stufen und Zweige des geistigen Schaffens . . 118
ε. Die Einigung mit Gott 123
ζ. Rückblick 130
c. Die Größe und die Grenze des Altertums 131

Zweiter Teil.

Das Christentum.

A. Die Grundlegung.
1. Die Gesamtart des Christentums.
a. Einleitende Erwägungen 136
b. Die begründenden Tatsachen 139
c. Das christliche Leben.
α. Die Verinnerlichung und Erneuerung 143
β. Die engere Verbindung der Menschen 145
γ. Der Gewinn einer Geschichte 147
δ. Die neue Grundstimmung des Lebens 148
d. Die Verwicklungen und die Größe des Christentums . . 150
2. Die Lebensanschauung Jesu.
a. Vorbemerkungen 153
b. Die Grundlagen der Lebensanschauung 156
c. Die Religion und die Ethik Jesu. 160
d. Der Zusammenstoß mit der Welt 166
e. Die bleibende Bedeutung 170

B. Das alte Christentum 174
1. Die voraugustinische Zeit 176
a. Das Lebensbild der ersten Jahrhunderte 179
b. Die altchristliche Spekulation.
α. Clemens und Origenes 193
β. Der Einfluß des Neuplatonismus. Gregor von Nyssa 201
c. Die Gestaltung einer kirchlichen Lebensordnung . . . 206
2. Augustin.
a. Die Gesamtart 211
b. Die Seele des Lebensprozesses 215
c. Die religiöse Gestaltung der geistigen Welt 220
d. Die Weltgeschichte und das Christentum 226
e. Die Kirche 234
f. Rückblick 242

Seite

3. Das Mittelalter.
a. Das frühere Mittelalter 245
b. Die Höhe des Mittelalters (Thomas von Aquino, Meister Eckhart, Duns Scotus) 248
c. Das spätere Mittelalter (Thomas von Kempen) 261

C. Das neue Christentum.
1. Die Reformation 265
a. Luther 269
b. Zwingli und Calvin 282
2. Das Christentum in seiner späteren Entwicklung 287

Dritter Teil.

Die Neuzeit.

A. Die Gesamtart der Neuzeit 292
B. Der Aufbau der neuen Welt.
1. Die Renaissance.
a. Der Grundcharakter der Renaissance 297
b. Die kosmische Spekulation. Nikolaus von Kues und Giordano Bruno 307
c. Die Lebenskunst des Individuums. Montaigne 316
d. Das neue Verhältnis zur Natur und ihre technische Bewältigung. Bacon 320
2. Die Aufklärung.
a. Die allgemeine Art der Aufklärung 327
b. Die Führer der Aufklärung.
α. Descartes 333
β. Spinoza.
aa. Einleitung 342
bb. Die Welt und der Mensch 343
cc. Der Mensch und seine Kleinheit 346
dd. Der Mensch und seine Größe 349
ee. Würdigung 354
γ. Locke 358
δ. Leibniz.
aa. Der Charakter seiner Denkweise 365
bb. Das Weltbild 369
cc. Die Versöhnung von Philosophie und Religion . 376
ε. Vico und die Italiener 380
c. Der Verlauf der Aufklärung. Shaftesbury und A. Smith 382

C. Die Auflösung der Aufklärung und das Suchen neuer Wege.
Vorbemerkungen 396
1. Die Rückschläge gegen die Aufklärung im 18. Jahrhundert.
a. Hume 396
b. Rousseau 400

2. Der deutsche Idealismus. Seite
a. Kant.
α. Die Gesamtart 410
β. Die Erkenntniskritik und der Zusammenbruch der alten Metaphysik. 411
γ. Die moralische Welt 418
δ. Das Reich des Schönen. 424
ε. Würdigung und Kritik 425
b. Das Lebensideal des deutschen Humanismus.
α. Die allgemeine Art 429
β. Goethe 435
γ. Schiller 444
δ. Die Romantik 446
c. Die Lebensbilder der deutschen Spekulation 452
α. Die Systeme konstruktiven Denkens 453
aa. Fichte 455
bb. Schelling. 458
cc. Hegel 462
β. Schleiermacher 474
γ. Schopenhauer und der Rückschlag gegen die Vernunftsysteme 477
3. Die Wendung zum Realismus 484
a. Der Positivismus 488
α. Der französische Positivismus. Comte 489
β. Der englische Positivismus. Mill und Spencer . . . 498
b. Die moderne Naturwissenschaft und die Entwicklungslehre 501
c. Die moderne Gesellschaftslehre und die Lebensanschauung der Sozialdemokratie. 508
4. Der Rückschlag gegen den Realismus. Der Subjektivismus. Nietzsche 520
5. Der Idealismus im Verlauf des 19. Jahrhunderts 524
6. Die Verwicklung der Gegenwart und die Notwendigkeit einer Lebensvertiefung 527

Personenregister 535

Sachregister 536

Einleitung.

Die Frage, was unser Leben als Ganzes bedeutet, was es an Zielen enthält und an Glück verheißt, das Lebensproblem mit Einem Worte, bedarf heute keiner breiten Rechtfertigung: ein tiefer Spalt im Befunde der Gegenwart, eine schroffe Entzweiung von Arbeit und Seele, gibt ihm eine zwingende Kraft. Die letzten Jahrzehnte und Jahrhunderte haben eine unermeßliche Arbeit verrichtet und dadurch wie einen neuen Anblick der Welt so eine neue Art des Lebens geschaffen. Aber der stolze Siegeslauf dieser Arbeit war nicht zugleich eine Förderung der Seele, ihre glänzenden Erfolge waren nicht schon ein Gewinn des ganzen und inneren Menschen. Denn mit ihrem rastlosen Getriebe richtet sie uns mehr und mehr auf die Welt um uns und unterwirft uns ihren Notwendigkeiten, die Leistung für die Umgebung wird immer ausschließlicher unser ganzes Leben. An dem Leben hängt letzthin aber auch das Sein. Wird alles Sinnen und Vermögen draußen festgehalten und die Sorge für das innere Befinden, den Stand der Seele, immer weiter zurückgedrängt, so muß diese unvermeidlich verkümmern; der Mensch wird arm und leer inmitten aller Erfolge, er sinkt zu einem bloßen Mittel und Werkzeug eines unpersönlichen Kulturprozesses, der ihn nach seinen Bedürfnissen verwendet und verwirft, der mit dämonischem Zug über Leben und Tod der Individuen wie der Geschlechter dahinbraust, ohne Sinn und Vernunft in sich selbst, ohne Liebe und Sorge für den Menschen.

Eine Bewegung jedoch, deren zerstörende Wirkung der Einzelne so unmittelbar an sich selbst empfindet, muß bald einen Rückschlag erfahren; bei solchen Dingen ist schon das Bewußtwerden eines Problems der Beginn einer Gegenwirkung. Nicht lange kann der Mensch seine Seele verleugnen und sich der Sorge um ihr Befinden entschlagen, seine Innerlichkeit erhält sich bei aller Einschüchterung,

sie hört nicht auf, alles Ereignis auf sich zu beziehen und an sich zu messen. Die Bedrohung selbst treibt das Subjekt zur Besinnung auf das unverlierbare Grundrecht seines unmittelbaren und ursprünglichen Lebens; wie ein schlummernder Riese braucht es nur zum Bewußtsein seiner Kraft zu erwachen, um sich aller Unermeßlichkeit der Außenwelt überlegen zu fühlen. Wenn aber mit solcher Wandlung ein elementares Verlangen nach selbsteignem Leben und nach innerem Wohlsein durchbricht, wenn den Menschen gar eine Angst um einen Sinn seines Daseins und die Rettung seiner Seele befällt, so ist für ihn die Welt mit Einem Schlage verwandelt, er aber aus dem vermeintlich sicheren Besitz in ein mühsames Zweifeln und Suchen geworfen.

Eine solche Bewegung gegen die Entseelung des menschlichen Daseins ist heute vorhanden und dringt sichtlich vor; wohl geht die Mechanisierung noch immer weiter, aber der Glaube an sie ist gebrochen, der Kampf gegen sie hat begonnen. Breite Strömungen der Gegenwart zeigen bei allem Unterschiede einen gemeinsamen Zug nach dieser Richtung. Denn sowohl aus der Gewalt und Leidenschaft der sozialen Flut, als aus dem Wiedererwachen des religiösen Strebens, als aus dem Sturm und Drang des künstlerischen Schaffens spricht ein und dasselbe Verlangen: ein starkes Sehnen nach mehr Glück, nach mehr Entfaltung ureignen Lebens, nach einer Umwandlung, Erhöhung, Erneuerung des Menschenwesens.

In allem Anschwellen verbleibt jedoch diese Bewegung einstweilen voller Unfertigkeit und Verworrenheit. Nicht nur durchkreuzen und hemmen die einzelnen Strömungen einander, auch der Hauptzug zeigt ein merkwürdiges Gemisch von Höherem und Niederem, von Edlem und Gemeinem, von jugendlicher Frische und greisenhafter Dekadenz. Statt in der Innerlichkeit selbst eine Welt zu suchen und aus der Freiheit ein Gesetz zu entfalten, dünkt das Subjekt sich oft um so größer, je mehr es sich aller, auch der inneren Bindung entschlägt und in freischwebender Stimmung aufbauscht; bei solcher Leere wird es ein Spiel von Wind und Welle und verliert alle Wehr selbst gegen Torheit und Widersinn. So umfängt uns zunächst eine trübe Gärung und ungestüme Leidenschaft; den Glauben an eine Vernunft der Bewegung kann nur wahren, wer sie als einen bloßen Anfang versteht und zugleich darauf vertraut, daß die geistige Notwendigkeit, die in ihr wirkt, schließlich alle Irrung und Einbildung der Menschen überwinden und einen inneren Aufbau des Lebens

vollziehen wird. Dazu aber bedarf es auch unsererseits unsäglicher Arbeit, um zu sichten und zu sammeln, zu klären und zu stärken; nur in hartem Kampfe gegen sich selbst kann die Zeit ihre Tiefe erreichen und ihre weltgeschichtliche Aufgabe lösen.

Der Teilnahme an diesem Kampfe darf sich auch die Philosophie nicht entziehen, ihre Mithilfe ist unentbehrlich. Wer anders könnte so wie sie die Sache ins Ganze und Große heben, vom Zufälligen zum Wesentlichen streben, die notwendigen Ziele ermitteln? Sie hat diese Aufgaben an erster Stelle nicht von der Geschichte, sondern von der lebendigen Gegenwart her anzugreifen, sie wolle sich nicht aus dieser in eine fernere oder nähere Vergangenheit flüchten. Aber die geschichtliche Betrachtung mag die eigene Arbeit fördern, indem sie sich ihr anschließt und einfügt. Daß dies möglich ist, und daß auch eine Vergegenwärtigung der Lebensanschauungen der großen Denker hier einiges nützen kann, das sei in kurzem erörtert. Denn mit dieser Behauptung steht und fällt unser ganzes Werk.

Das eigene Streben fördern können die Lebensanschauungen der Denker nur, wenn uns Lebensanschauung mehr bedeutet als dem üblichen Sprachgebrauch. Wir verstehen darunter nicht eine gefällige Blütenlese von Äußerungen über menschliches Leben und Schicksal, nicht eine Sammlung gelegentlicher Einfälle und Stimmungen. Denn solche Äußerungen entspringen oft vorübergehender Lage und mögen den Kern des Wesens eher verbergen als ihn enthüllen; auch neigen zu redseligem Bekenntnis oft flachere Naturen, die nichts Rechtes zu sagen haben, während sich tieferen Seelen die Überzeugung in den Gehalt der Arbeit und das Heiligtum des Gemütes zurückzieht.

Was uns beschäftigen soll, ist nicht das Sinnen und Grübeln der Denker über das Leben, sondern das Leben selbst, seine Gestaltung in ihrer Gedankenwelt. Wir fragen, welches Licht ihre Arbeit auf das menschliche Dasein wirft, welchen Platz und welchen Inhalt sie ihm zuerkennt, wie sie Tun und Ergehen miteinander verkettet, wir fragen mit einem Worte nach dem hier gebotenen Charakter des Menschenlebens. Bei dieser Frage werden die Denker nicht nur ihre Überzeugungen in ein Ganzes fassen und die Tiefe ihrer Seele eröffnen, sie werden auch besonders zugänglich und durchsichtig werden, sie können sich hier in schlichtester Einfalt geben und jedem verständlich werden, der für solche Dinge ein Ohr hat. Mächtig zieht es hier jeden empfänglichen Geist in die Bewegung hinein; sollte

nicht auch von der Kraft des Großen einiges auf ihn überströmen und zur Steigerung, Klärung, Veredlung des eigenen Strebens wirken?

Dabei dürfen wir außer Sorge darüber sein, ob in den großen Denkern alles Wesentliche und Wertvolle erscheine, was die menschliche Arbeit gefördert hat. Bilden doch jene Denker die Seele des Ganzen. Echtes Schaffen mit seinem Aufbau eines Reiches geistiger Inhalte und Güter erfolgt nicht aus dem Durchschnittsleben heraus, sondern in deutlicher Abhebung von ihm, in schroffem Gegensatz zum kleinmenschlichen Tun und Treiben. Viel zu sehr verquickt dieses alles geistige Streben mit Fremdem und Niederem und läßt es ihren Zwecken dienen, als daß hier reine Gestalten zusammenschießen, charaktervolle Gedankenbilder des Lebens aufleuchten könnten. Allezeit war nur wenigen zugleich die Größe der Gesinnung, die innere Freiheit, die schöpferische Kraft verliehen, um geistiges Schaffen als vollen Selbstzweck zu üben, dem trüben Gemenge eine Einheit abzuringen, aus dem Zwange des Schaffens eine sichere und freudige Selbständigkeit zu schöpfen, welche allein die Gesinnung fest und die Arbeit erfolgreich macht. Das anerkennen heißt nicht die schöpferischen Geister von der geschichtlich-gesellschaftlichen Umgebung scheiden. Denn Bedingungen und Voraussetzungen hat auch das Größte. Der Boden muß bereitet sein, die Zeit Fragen und Anregungen entgegenbringen, aufstrebende Kraft zum Dienste gewillt sein. Insofern erscheint das Große als die Vollendung seiner Zeit und der aufhellende Gedanke als eine Bekräftigung des Wollens der Gesamtheit. In Wahrheit hebt dabei das Große das Leben auf eine wesentlich höhere Stufe; es verbindet nicht bloß vorhandene Elemente, sondern es verwandelt und veredelt alle Darbietung der Zeit. Denn hier erst löst sich das Geistige vom Bloßmenschlichen, das Ewige vom Zeitlichen ab, hier erst kommt es zur Bildung eines bei sich selbst befindlichen und an sich wertvollen Lebens wie zu allgemeingültiger und bleibender Wahrheit. Was an Ewigem von der Zeit aus erreichbar ist, das wird erst in dem Großen erreicht und von der bloßen Zeit befreit, um zugleich zum Besitz aller Zeiten zu werden. Gelten uns demnach die schöpferischen Geister als die Brennpunkte des gesamten geistigen Lebens, in denen sich seine sonst vereinzelten Strahlen konzentrieren, um nach kräftiger Verstärkung als helle und unverlöschliche Flamme in das Ganze zurückzuwirken, so dürfen wir getrost und gewiß sein, in ihrem Werk den Kern aller Leistung zu finden.

Was aber die einzelnen Denker schätzbar macht, das empfiehlt auch die Betrachtung ihres Neben- und Nacheinander. Die Vielheit der Gestalten verkörpert verschiedene Möglichkeiten menschlicher Lebensführung und stellt sie uns greifbar dar; die Gegensätze, zwischen denen unser Dasein liegt, sind hier deutlich herausgearbeitet und vermögen sich damit gegenseitig zu klären, sowie schärfer gegeneinander abzugrenzen. Der Lauf der Geschichte verschlingt dabei in fruchtbarer Wechselwirkung Beharrendes und Wandelbares. Einmal erscheint eine begrenzte Anzahl einfacher Typen, die inmitten alles Wechsels immer von neuem wiederkehren, wie Grundtöne durch alle Wandlung klingen. Zugleich aber findet sich ein ständiges Vordringen, ja ein vielfaches Neueinsetzen, weiter und weiter erschließt sich uns Leben und Welt, die Schwere der Probleme wächst, die Bewegung gewinnt an Tiefe, neue Wege gilt es zu suchen. Was dabei herauskam, das kann nur die Untersuchung selber zeigen. Nur das sei gesagt, daß, wenn die Geschichte der Philosophie sich zunächst wie ein Krieg aller gegen alle ausnimmt und die Helden mit der Ausprägung ihrer Eigentümlichkeit einander mehr abzustoßen als anzuziehen scheinen, das einen Zusammenhang des Ganzen und einen Aufstieg der Bewegung keineswegs unmöglich macht. Denn nur so lange steht unversöhnlich Behauptung gegen Behauptung, als die Systeme als fertige Größen einander gegenübertreten und einen Schiedsspruch über Wahrheit und Recht von reflektierender Erwägung erwarten. Von solcher dürftigen Fassung aber mag gerade die Versenkung in die Lebensanschauungen befreien. Denn sie zeigt uns, wie die Denkarbeit aus den Tiefen des Lebensprozesses schöpft und durch seine Forderungen eine sichere Richtung erhält, wie in ihr ein Verlangen nach einem Sinn und Wert des Lebens, ja ein Kampf um ein geistiges Dasein erscheint. In der größeren Weite dieses Lebensprozesses mag vieles einander ergänzen und fördern, was sich in lehrhafter Zuspitzung schroff entzweit, hier könnte ganz wohl eine Gesamtbewegung alle Scheidung umspannen und selbst den Kampf der Geister in eine Werkstatt fruchtbaren Schaffens verwandeln. Die großen Denker aber mögen, im Kern ihres Strebens ergriffen, uns die Hauptphasen dieser Bewegung zeigen, von ferner Vergangenheit mögen sie uns an die Schwelle der Gegenwart geleiten und in Belebung der Vergangenheit uns das Ganze der menschlichen Arbeit übermitteln, uns damit von der Gegenwart des flüchtigen Augenblicks in eine zeitüberlegene Gegenwart führen. Einer solchen

weiteren und gehaltvolleren Gegenwart bedürfen wir heute besonders dringlich, wir bedürfen ihrer gegenüber der Hast des Tageslebens, gegenüber der Enge der Parteien, gegenüber der Abschleifung der landläufigen Werte; nun wohl, so sei zum Kampf dagegen auch die Lebensarbeit der Denker herbeigerufen.

Aber zugleich mit solcher Anziehungskraft hat das Werk eigentümliche Schwierigkeiten. Kann es uns seinen Gegenstand nahe bringen, uns seelisch mit ihm verbinden, und zugleich die notwendige Sachlichkeit wahren? Sicherlich ist hier kein Platz für eine solche Objektivität, die alles eigene Urteil meidet und strenggenommen nur einzelne Daten zusammenstoppeln dürfte, die nur deswegen ein leidliches Gesamtbild erreicht, weil sie die Lücken unvermerkt durch herkömmliche Schätzungen ausfüllt. Denn ein unablässiges Urteilen, ein Abstufen und Scheiden, ein Sichten und Sondern verlangt bei unserem Werk schon die Auswahl des Stoffes; noch mehr aber bedarf es selbständiger Gedankenarbeit, um von der Vielheit der Äußerungen zur beherrschenden Einheit vorzudringen, am inneren Leben der großen Männer teilzugewinnen, in dem Neben- und Nacheinander ein Ganzes des Lebens und eine fortlaufende Bewegung zu erkennen. Aber eine geistlose Objektivität verwerfen heißt keineswegs einer aufdringlichen Subjektivität verfallen. Nicht das kann die Aufgabe sein, den Gegenstand nur von mitgebrachter Meinung her zu beleuchten und ihn nur so weit auszubreiten, als er jener günstig ist; ließe das doch die Denker selbst und die innere Bewegung der Menschheit uns fremd, auch bereicherte es nicht den Gedankenkreis und erweiterte nicht den Horizont, wie das unsere Arbeit erstrebt. So gilt es, auch in der Annäherung an die Denker uns so weit zurückzuhalten, daß sie selber sprechen und ihre Überzeugung begründen können; ein Urteil über sie werde nicht sowohl aus subjektiver Meinung aufgedrängt als aus anschaulicher Darstellung des Gegenstandes und aus seiner Wirkung in den weltgeschichtlichen Zusammenhängen gesucht. Nichts sei eifriger erstrebt als die Herstellung eines unmittelbaren Kontaktes zwischen dem Leser und den Denkern. Daß zugleich unsere Untersuchung eine selbständige Überzeugung in sich trägt, daß sie namentlich eine eigentümliche Philosophie der Geschichte vertritt, das wird jeder bemerken, dem solche Fragen vertraut sind.

Andere Verwicklungen bereitet das Verhältnis unserer Arbeit zur gelehrten Forschung mit ihrer unermeßlichen Ausbreitung ins

Weite und ins Kleine. Freilich steht hier die Sache für zusammenfassende Darstellungen günstiger als in früheren Jahrzehnten. Wohl dringt die gelehrte Spezialarbeit unermüdlich weiter vor und erringt immer neue Triumphe, die gerade ein Werk wie das unsrige nur dankbar begrüßen kann. Aber die Zeit des bloßen Spezialismus, der bei der Fülle des Einzelnen stehen blieb, über den Daten die Ideen vergaß und den Geist durch Urkunden glaubte ersetzen zu können, ist glücklicherweise vorbei, wir sind jetzt darüber einig, daß auf geistigem Gebiet die Summe der einzelnen Teile keineswegs schon das Ganze ergibt, und zugleich verlangen wir mehr nach innerem Zusammenhange und nach umfassenden Übersichten. Aber jeder Versuch einer solchen, wie er auch uns hier vorschwebt, bringt die Gefahr einer zu summarischen Darstellung, er kann die Streitfragen nicht aufnehmen und selbständig weiterführen, er kann von der Fülle der Probleme oft nur eine leise Andeutung geben; leicht mag er zu abgerundet erscheinen lassen, was voller Ecken und Kanten ist. Und doch ist auch das, was sich minder leicht einfügt, ja was direkt widerspricht, zur Treue des Gesamtbildes unentbehrlich. Solche Gefahren müssen unserem Unternehmen stets gegenwärtig sein.

So hat unsere Arbeit unter mannigfachen Verwahrungen und Bedenken ihren Weg zu suchen. Aber uns von ihr abschrecken und die Freude an ihr mindern sollen jene Widerstände nicht. Gegenüber allen Zweifeln behauptet die Betrachtung der Lebensanschauungen der großen Denker einen eigentümlichen Reiz und wohl auch Wert. Aus der Arbeit jener Männer spricht zu uns mit berückender Gewalt ein starkes Verlangen nach Wahrheit und Glück; aber zugleich haben die reifen Werke, zu denen sich dies Verlangen klärte, eine zauberische Kraft der Beruhigung und der Befestigung; auch ein Abweichen der eigenen Überzeugung stört nicht die Freude an der siegreichen Macht ursprünglichen Schaffens und der durchdringenden Klarheit lichtvollen Gestaltens. Mit jenen großen Geistern führt uns das Reich der Bildung unablässig zusammen, unsere Arbeit ist mit ihnen durch tausend Fäden verwoben. Aber bei aller Beschäftigung bleiben sie uns oft in dem Ganzen ihres Wesens fremd, es fehlt ein warmes persönliches Verhältnis; die Göttergestalten des Pantheon, in das wir nur von draußen her blicken, verlassen nicht ihr erhabenes Piedestal, um unsere Mühen und Sorgen zu teilen; auch scheinen sie untereinander durch keine Gemeinschaft verbunden. Mit der Wendung zum Kern ihres Schaffens, mit dem Erreichen der seelischen Tiefe, wo die

Arbeit ihnen zur Entfaltung und Behauptung des eigenen Wesens wird, muß sich das umgestalten; die kalten Gestalten gewinnen Leben und beginnen zu uns zu reden, ihr Schaffen zeigt sich von denselben Fragen bewegt, an denen unser eigenes Wohl und Wehe hängt. Zugleich erhalten die Helden einen inneren Zusammenhang und erweisen sich alle als Arbeiter an einem gemeinsamen Werk: dem Aufbau einer geistigen Welt im menschlichen Bereich, dem Kampf um eine Seele und einen Sinn unseres Lebens. Damit können alle Scheidewände fallen, wir aber jenes Pantheon betreten als unsere eigene Welt, unser geistiges Heim.

Erster Teil.

Das Griechentum.

A. Die Denker der klassischen Zeit.

1. Vorbemerkungen über die griechische Art und Entwicklung.

Wenn wir die Darstellung der griechischen Denker mit einigen Bemerkungen über die griechische Art und Entwicklung einleiten möchten, so stehen uns die Gefahren deutlich vor Augen, die ein solches Unternehmen bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung hat. Die historische Denkweise mit ihrer Unbefangenheit, Weite und Beweglichkeit hat sich erst neuerdings dieses Gebietes bemächtigt und die ältere Art der Behandlung verdrängt. Gefallen ist die Orthodoxie des Klassizismus, welche das ganze Altertum in einen einzigen Kulturtypus zusammenfaßte und diesen stilisierten und idealisierten Typus den späteren Zeiten wie etwas Unerreichbares und Unantastbares vorhielt; gefallen ist der schroffe Gegensatz zwischen „Alten" und „Neuen" und zugleich die Neigung bei jenen vorhanden zu denken, was diese im eigenen Kreise vermißten. Jener Klassizismus wurde zu eng, indem er das ganze griechische Leben an einen einzigen Höhepunkt band, zu starr, indem er diese Höhe weniger in ihrem Werden verstand, als wie ein staunenswertes Werk des Geschickes bewunderte, er drohte auch den schaffenden Individuen Unrecht zu tun, indem er ihre Leistung als einen bloßen Ausfluß einer durchgehenden Volksart behandelte und vieles als eine Wirkung dieser verstand, was in Wahrheit eine durch härtesten Kampf errungene Gegenwirkung ist. Auch die Betrachtung der Denker kann nur gewinnen, wenn demgegenüber die historische Denkweise das Werden mit seinen Bedingungen und Hemmungen, die Fülle der Bildungen mit ihren Gegensätzen und Kämpfen, die beträchtlichen Wand-

lungen der Jahrhunderte, das Aufkommen moderner Elemente schon im Altertum vertritt, uns das Ganze damit durchsichtiger macht und die Starrheit einer absoluten Schätzung durch eine mehr relative ersetzt.

Aber die Verwicklung reicht noch weiter, auch das Griechentum als Ganzes hat Probleme gezeigt, an die man früher nicht dachte. Wir hatten uns daran gewöhnt, es als eine geschlossene und selbständige Welt zu behandeln, die erst bei ihrem Sinken fremden Einflüssen zugänglich wurde. Jetzt werden auch für die früheren Zeiten immer mehr Zusammenhänge, namentlich mit dem Orient, aufgedeckt, die weltgeschichtliche Perspektive hat sich verschoben; was uns früher das Ganze schien, das wird nun zu einer besonderen Epoche, wenn auch der Hauptepoche, das erfüllt auch zu seiner eignen Zeit nicht den ganzen Umfang des griechischen Daseins, sondern das muß manches neben, ja gegen sich dulden. Aber solche Betrachtung in den weltgeschichtlichen Zusammenhängen läßt die eigentümliche Leistung des griechischen Geistes eher größer als kleiner erscheinen, indem sie weit mehr aus freier Entscheidung und eigner Tat herleitet, was früher als ein Erzeugnis von Natur und Schicksal galt. Nur darf dann auch die Darstellung nie vergessen, daß sie keineswegs Durchschnitte schildert, sondern geistige Bewegungen vorzuführen hat, die wohl in der allgemeinen Volksart irgendwie angelegt sein müssen, die ihre volle Höhe aber oft nur in Erhebung über jene, ja im Gegensatz zu ihr erreichen konnten. So wollen auch wir dessen eingedenk sein, daß wenn wir nach gemeinsamen Zügen des griechischen Schaffens fragen, zu dem auch die Denker gehören, uns dabei die Welt der Arbeit und der Bildung vorschwebt, nicht die Breite des Alltags. Das aber verfechten wir allerdings, daß das geistige Schaffen jenes großen Kulturvolks durch alle Mannigfaltigkeit, allen Wandel, allen Streit hindurch einen gemeinsamen Charakter zeigt, und daß diesen sich vergegenwärtigen muß, wer die Leistungen der Individuen vollauf verstehen und richtig würdigen möchte.

Nichts fällt beim Schaffen der Griechen mehr ins Auge als die Energie des Lebens, der Trieb zur Entfaltung aller Kraft, die Lust am Wirken und Bilden. Die Tätigkeit bedarf zur Empfehlung hier keines Lohnes, sie reizt und erfreut durch sich selbst. Sich tätig zu den Dingen zu verhalten, das war immer der Kern der griechischen Weisheit. Aber bei aller Beweglichkeit verläßt hier die Tätigkeit nicht den Boden einer vorhandenen Welt, sie vermißt sich nicht aus eigenem

Vermögen die Dinge hervorzubringen, sondern sie beläßt ihnen eine eigene Natur, erstrebt aber eine fruchtbare Wechselwirkung, um sich an ihnen und sie durch sich zu bilden. Bei solcher Art ist die Tätigkeit nicht vornehmlich gegen sich selbst gekehrt und mit dem eigenen Befinden ihres Trägers beschäftigt, sondern erst die Erfahrung und Verwicklung der Arbeit wirft sie auf sich selbst zurück, und auch dann strebt sie rasch nach neuen Ausblicken, um wieder an einer Weite und Wahrheit der Dinge Teil zu gewinnen. Daher findet sich hier kein fruchtloses Sichvergrübeln, kein Verweilen bei leerer Stimmung, vielmehr bleibt der seelische Zustand dem Wirken aufs engste verbunden. Hält dieses uns aber mit den Dingen eng zusammen, so entsteht eine fruchtbare Wechselwirkung, Seele und Gegenstand bilden sich durcheinander weiter. Die griechische Art beseelt die Umgebung, sie wirft überallhin einen Abglanz menschlichen Lebens. Da sie aber die Eigentümlichkeit der Dinge nicht unterdrückt, so wirken diese auf jenes Leben zur Bildung, Klärung, Veredlung zurück. Daher ist das Personifizieren der Umgebung bei den Griechen ungleich vornehmer und fruchtbarer als bei anderen Völkern; das Menschliche wird durch die Spiegelung im All geläutert und von anfänglicher Roheit befreit.

Zugleich wird die Tätigkeit die beste Wehr und Waffe in den Gefahren und Nöten des Daseins. Dem Schicksal gegenüber drängt es den Griechen zur Aktivität, er sucht zur Aufbietung eigener Kraft zu gelangen und möglichst auch dem Leide eine Vernunft abzuringen. Der Lebenskampf wird mutig aufgenommen, in ihm entfaltet und stählt der Mensch seine Kraft, ja gewinnt er eine weltüberlegene Größe. Das bedeutet kein Leichtnehmen des Dunkeln und Bösen, keinen flachen Optimismus. Die Zweifel, Sorgen und Leiden des menschlichen Daseins haben die Griechen unablässig beschäftigt; um den Widerständen gewachsen zu sein, hat der griechische Mensch immer mehr an den Dingen und an sich selbst zu verändern gehabt, er hat sich immer mehr auf eine Innenwelt zurückziehen müssen, um in ein tätiges Verhalten zu kommen. Aber das Griechentum hat den Weg dahin gefunden, solang es sich selbst erhielt, es hat aus einem solchen tätigen Benehmen immer neuen Mut geschöpft und auch bei wachsender Verdunklung der sichtbaren Welt eine Vernunft des Ganzen behauptet. So wenig die Griechen Optimisten gewöhnlichen Schlages sind, wir dürfen sie nicht für Pessimisten erklären und den Unterschied zwischen grie-

chischer und indischer Art verwischen. Denn Pessimist ist nicht schon, wer vom Leide des Lebens tief berührt wird, sondern nur, wer sich ihm ergibt und gebrochenen Sinnes das Streben einstellt. Das aber taten die Griechen nicht, auf der Höhe des geistigen Schaffens hat bei ihnen die Vernunft stets das letzte Wort behalten.

Wie hier der Mensch in der Tätigkeit seinen Halt sucht, so strömt auch in seine Werke Leben und Tätigkeit. Als Lebewesen, als beseelte Individuen erscheinen hier die menschlichen Gemeinschaften, vornehmlich der heimatliche Staat; auch den Werken der griechischen Kunst ist nichts eigentümlicher als das Durchdrungensein von seelischer Bewegung. Bis in die kleinsten Elemente erstreckt sich solche Beseelung, auch was sonst starr und tot, zeigt hier einen Pulsschlag inneren Lebens.

Schon jene freundliche Stellung der Tätigkeit zu den Dingen läßt erwarten, daß sie sich dem Reichtum der Wirklichkeit anschmiegt und zugleich sich selbst aufs reichste verzweigt. In Wahrheit sehen wir die Kulturarbeit mit wunderbarer Weite alle Gebiete ergreifen, die Erfahrungen eines jeden würdigen, aller Eigentümlichkeit ihr Recht gewähren. Bewegungen, die sonst einander auszuschließen pflegen, werden hier mit gleicher Kraft und Liebe ergriffen; alle Hauptrichtungen der späteren Kulturentwicklung bis in die Gegenwart hinein sind hier im Keime vorhanden. Wer das bestreitet und den Griechen etwa in der Religion oder im Recht, in der strengen Wissenschaft oder im technischen Erfinden eine Größe abspricht, der mißt entweder ihre Leistungen nach fremden Maßstäben, oder er hält sich an eine einzige, allein als klassisch gefeierte Epoche. Namentlich verweilt die Betrachtung der Neueren oft zu ausschließlich bei dem, was das Größte sein mag, was aber keineswegs das Einzige ist: bei der Kraft der Synthese, dem künstlerischen Bilden zum Ganzen. Aber auch eine Größe nüchterner Beobachtung, scharfsinniger Analyse, auflösender Reflexion gehört zum Bild des griechischen Wesens.

Bei solcher Weite wird die Arbeit des Ganzen nicht durch die besondere Natur eines einzelnen Gebietes bedrückt und beschränkt, sondern sie ist frei und offen genug, um von allen Seiten her aufzunehmen; sie kann bedeutende Erfahrungen machen und durch sie Neues gewinnen. Diese Elastizität macht eine reiche Geschichte möglich, eingreifende Wendungen können erfolgen ohne einen schroffen Bruch mit der eigenen Art und ohne eine Aufhebung

alles Zusammenhanges. Nichts schied den Griechen in seiner eigenen Überzeugung so sehr von den Barbaren als die Weite und Freiheit seines Lebens gegenüber der Starrheit und Befangenheit jener.

Zur Freiheit gesellt sich die Klarheit. Was immer den Menschen berührt und bewegt, was ihm von außen zufällt, und was von innen aufsteigt, es soll vollauf durchsichtig werden. Erst wenn es alle Dunkelheit des Anfanges überwunden hat und sonnenhell vor unserem Auge steht, gilt es als unserem Leben einverleibt und von unserer Tätigkeit angeeignet.

Es spaltet sich aber dieses Streben in zwei Bewegungen, die einander ergänzen und bekämpfen, suchen und fliehen: eine wissenschaftliche und eine künstlerische, eine logische und eine plastische.

Einmal ein eifriger Drang zu begreifen und zu verstehen, durch kraftvolles Denken alles Dunkel zu verscheuchen. Hier gilt es, die vorgefundene Zerstreuung zu überwinden, alle Erscheinungen zu verketten, die verschiedenen Lebensäußerungen auf einen gemeinsamen Grund zurückzuführen, aus allem Wechsel und Wandel beharrende Größen herauszusehen. Ein solches Streben beginnt lange vor dem Aufsteigen der Wissenschaft, schon die ältesten literarischen Schöpfungen enthalten, wenn auch verschleiert, den Gedanken einer allgemeinen Ordnung der Dinge, eine Abweisung vager und blinder Willkür. Jenes Streben kann aber nicht weiterkommen und sich zur Wissenschaft steigern, ohne daß sich das Weltbild vom Sichtbaren ins Unsichtbare verschiebt; ja das Denken wird schließlich stark genug, um lediglich sich selbst zu vertrauen und seiner Forderung eines echten Seins die ganze sinnliche Welt aufzuopfern, sie zur Erscheinung, ja zum bloßen Scheine herabzusetzen. So werden die Griechen die Schöpfer der Metaphysik, weit über die Schulwissenschaft hinaus ist ein metaphysischer Zug ihrer Arbeit eingepflanzt, Weltgedanken erfüllen ihr Leben und Schaffen. Auch im eigenen Seelenleben drängt es sie zwingend zur Bewußtheit und Klarheit; was nicht Grund und Rechenschaft ablegen kann, gilt als minderwertig, ein energisches Denken soll alles Handeln begleiten und durchdringen. Ja es wird die Einsicht zur Seele des Lebens, an rechter Erkenntnis scheint alles Gute zu hängen, das Böse aber gilt als ein intellektuelles Verfehlen, als ein Irregehen im Urteil.

Aber der Ausschließlichkeit des Denkens und einem einseitigen

Rationalismus widersteht sicher ein Zug zur sinnlichen Anschauung und künstlerischen Gestaltung. Der Grieche will nicht bloß verstehen, er will auch schauen, er will das Bild als Ganzes sehen und in sinnlicher Gegenwart halten; zum strengen Denken gesellt sich die leichtbeflügelte Phantasie, auch sie auf der Höhe des griechischen Schaffens nicht ohne Gesetz, vielmehr unverwandt auf Maß, Ordnung, Harmonie gerichtet. Hier drängt alles zur vollausgeprägten Gestalt und zu festem Stile, alle Bildung wird nach draußen hin abgegrenzt und in sich selbst gegliedert, alle Verhältnisse werden abgewogen und festgelegt, alles einzelne empfängt seine Grenze, indem es eine Grenze setzt. Die Ausbreitung dieses Wirkens über die Welt verwandelt das ungeschlachte Chaos des Anfangs in einen herrlichen Kosmos, sie duldet nichts Ungeformtes und Fratzenhaftes. Im besonderen will hier das Auge angeregt und befriedigt sein, erst sein Schauen eröffnet den vollen Glanz der Schönheit. Eine solche Denkweise erträgt keine Kluft zwischen Innerem und Äußerem, ihr genügt nicht eine traumhafte Ahnung oder symbolische Andeutung, ihr ist die Darstellung nicht eine nachträgliche Zutat, sondern ein Erklimmen des eigenen Wesens. Dies Verlangen nach Anschauung führt die Arbeit immer wieder zur sichtbaren Welt zurück und hält sie bei dieser fest; die Vielheit der Dinge, die dem Denken vor der begehrten Einheit zu verschwinden droht, behauptet hier ein unangreifbares Recht; als Zwillingsschwester gesellt sich zur strengen Wahrheit freundlich die Schönheit. Die Verbindung beider, die plastische Gestaltung geistiger Kräfte, bildet die Höhe der griechischen Arbeit. Auf dieser wird das Streben zur Wahrheit sicher davor behütet, sich von der Welt abzulösen und ins Grenzenlose zu verlieren, das künstlerische Bilden aber entwickelt einen geistigen Gehalt und sinkt nicht zu bloßem Reiz und Genuß. Durch solche Wechselwirkung empfängt das Ganze eine innere Bewegung, ein unerschöpfliches Leben, eine unversiegliche Frische.

Schon diese wenigen Züge erweisen eine durchaus eigentümliche Art, auch die Arbeit der Philosophen und die Bildung von Lebensanschauungen ist von ihr umfangen. Es erscheinen aber durchgebildete Lebensanschauungen philosophischer Prägung, wie sie uns hier beschäftigen sollen, erst spät, und als sie erscheinen, ist ein tüchtiges Stück geistiger Arbeit und innerer Befreiung schon getan. Das Werden und Wachsen des Neuen näher zu verfolgen, verhindert leider das Dunkel, das die inneren Bewegungen des achten

und siebenten Jahrhunderts umhüllt, aber im sechsten ist jenes schon deutlich entfaltet, und das fünfte bringt seinen vollen Sieg. Alle Hauptgebiete hat nun der Geist der Befreiung und Vertiefung ergriffen.

So zunächst die Religion. Wohl bleiben die alten Götter in Ehren, aber ihr überkommenes Bild erfährt eine scharfe Kritik. Anstoß und Zorn erregt, was daran geläuterten sittlichen Begriffen widerspricht; es fehlt nicht an offenem Kampf, aber auch in leiserer Art, vielleicht kaum bemerkt, vollzieht sich eine Verschiebung ins Geistige und ins Ethische. Zugleich wird mehr Einheit verlangt; so wenig die Vielheit der Göttergestalten verschwindet, sie ist kein bloßes Nebeneinander mehr, sondern durch alle Mannigfaltigkeit schimmert ein göttliches Sein hindurch. Zugleich erscheinen Keime neuer Entwicklungen, Entwicklungen nach verschiedener, ja widerstreitender Richtung. Von der Forschung her ein pantheistischer Zug, die Überzeugung von einem allumfassenden Leben, einer unpersönlichen Gottheit, aus der auch die Seele des Menschen stammt, und zu der sie nach vollbrachtem Lebenslauf zurückkehren wird. Aus einer tieferen Empfindung der Ungerechtigkeit irdischer Dinge hingegen und aus der Sorge um das eigene Glück und Heil ein Aufstreben über das nächste Dasein, eine Ablösung der Seele vom Körper, der Glaube an ein persönliches Weiterleben und die Hoffnung eines besseren Jenseits. So in den Kreisen der Orphiker und der Pythagoreer.

Zugleich war auch das ethische Leben zu mehr Selbständigkeit und Innerlichkeit gereift, im besonderen war die Idee des sittlichen Maßes zur Macht gelangt und gab dem Handeln eine Norm. Förderlich wirkt auf das ethische Gebiet und überhaupt zur Vertiefung des Seelenlebens die Poesie, weit über die Reflexion der Dichter hinaus. Die Wendung zur Lyrik erzeugt ein reiches Gefühlsleben und steigert das Bewußtsein des Subjekts; die Liebe, der Eros, findet einen Ausdruck in der bildenden Kunst wie in der Dichtung. Je innerlicher und bewegter aber das Leben wird, desto schwerer werden die Probleme, desto stärker werden die Widersprüche des menschlichen Daseins empfunden. Das Drama nimmt dieser Probleme sich mutig an und zieht in seiner Weise die Summe des menschlichen Schicksals. Bevor die Philosophie dem Leben einen Halt gewährte, waren die Dichter die Lehrmeister der Weisheit, ein Mittelglied zwischen der alten Überlieferung und der Gedankenwelt späterer Zeiten.

Auch die Wandlungen im Staatsleben wirken auf das Gesamtbefinden des Menschen. Das Wachstum der Demokratie beruft die Individuen zur Aufbietung und Nutzung aller Kräfte, die gegenseitigen Berührungen wachsen, der Lebensprozeß beschleunigt sich. Nicht mehr gilt jetzt die überlieferte Ordnung als selbstverständlich, die Gesetze werden gesammelt und zugleich umgebildet, dabei erwachen allgemeine Probleme, man beginnt nach der Vernunft des Bestehenden zu fragen, die Einrichtungen anderer Staaten zu vergleichen, mit der Theorie neue Wege zu bahnen. So kommt vieles in Fluß, und der kritischen Erörterung eröffnet sich ein freier Raum. Zugleich erweitert sich das Leben auch äußerlich durch den Aufschwung von Handel und Verkehr, namentlich aber durch die Gründung von Kolonien, die kraft der Berührung mit fremden Kulturen auch geistig vorwärts dringen. Es ist kein Zufall, daß die Philosophie in den Kolonien entsprang.

Mit der Art des Lebens verändert sich auch der Anblick der Welt. Die Philosophie, die bei den Griechen nicht vom Menschen und seinem Glück, sondern vom All beginnt, will die Welt aus ihren eigenen Zusammenhängen, auf natürliche Art verstehen, sie dringt auf eine beharrende Substanz oder auf feste Maßverhältnisse; sie muß mit dem ersten Eindruck brechen und das Anschauungsbild zerstören, aber ihre Verstandesarbeit hat den Hintergrund einer tieferen Welt, und sie baut mit einem sicheren Zuge für das Wesentliche die Welt wieder auf, in Entwürfen, deren geniale Einfalt immer von neuem zur Bewunderung zwingt, mit Gedanken, deren Größe die Gemüter noch immer bezaubert. Weniger ein direkter Angriff als die Ausbildung einer wissenschaftlichen Überzeugung überwindet hier sicher die mythologische Ansicht.

Dem Streben nach einem eigenen Zusammenhange der Dinge dient weiter die Astronomie, in der freilich orientalische Einflüsse unverkennbar sind. Indem sie uns in den Bewegungen der Gestirne Beständigkeit und Gesetzlichkeit erkennen läßt, im Weltbau feste Ordnungen aufdeckt und das Ganze in einen Kosmos zusammenschließt, muß auch das Göttliche aller Willkür entsagen und ein überlegenes Gesetz anerkennen. Deutlicher als alle wundersamen Eingriffe es könnten, verkündet die eigene Ordnung und Harmonie der Dinge eine Weltvernunft. — Daß aber eine solche Vernunft nicht nur im Großen waltet, sondern mit Zahl und Maß auch in das Kleine, anscheinend Unfaßbare hineinreicht, das zeigt in über-

raschender Weise die Entdeckung der Schwingungszahlen der Töne. — Einen starken Einfluß auf die Weltanschauung übt auch die Medizin. Nicht nur auf ihrem eigenen Gebiet wird sie durch die Beobachtung des Menschen zu einer genaueren Ermittlung der ursachlichen Zusammenhänge getrieben, sie schärft überhaupt das kausale Denken, sie enthüllt die enge Verbindung des Menschen mit der Natur, sie erkennt in ihm ein Abbild des Alls, den Mikrokosmos, der an allen Hauptsäften und -kräften der großen Welt Anteil hat.

Endlich wird auch das eigene Leben und Tun der Menschheit in das helle Licht einer objektiven Betrachtung gestellt. Die Geschichtsschreibung hat ihre Selbständigkeit kaum gefunden, als sie auch einen kritischen Geist entfaltet, an den Überlieferungen sondert und sichtet, in der Beurteilung unserer Schicksale das Übernatürliche mindert und zurückdrängt. Mögen dabei die Autoren persönlich eine fromme Scheu vor den unsichtbaren Mächten bewahren, der Zug der Arbeit geht dahin, die Erlebnisse aus der Verkettung von Ursache und Wirkung zu verstehen und das Schicksal an die eigene Tat zu knüpfen.

Die gleichzeitige Entwicklung aller dieser Bewegungen bietet ein wundervolles Schauspiel, wie es die Geschichte an keiner anderen Stelle gewährt. Mit unvergleichlicher Kraft und Frische erfolgt ein sicheres Aufsteigen von traumhafter Befangenheit und kindlicher Gebundenheit zu einem wachen, freien, männlichen Lebensstande; immer selbständiger wird das Innere, immer mehr weicht die Enge bloßmenschlicher Art einem Leben mit dem All. In solchen Wandlungen regt und hebt sich das Kraftgefühl, ausgeprägte Individuen erscheinen und verfechten ihre Eigentümlichkeit, eine geistige Unruhe geht durch die Welt. Allgemeine Probleme brechen hervor und beherrschen das Denken, überall ein Drang nach Klärung, Begründung, geistiger Aneignung, ein rasches Wachstum intellektueller Arbeit und allgemeiner Bildung.

Aber alles Aufsteigen des Neuen und alles Versinken des Alten ergibt zunächst keinen schroffen Bruch und keine völlige Umwälzung. Im Erstarken des eigenen Vermögens hat sich der Mensch noch nicht von den Dingen losgerissen und ihnen keck entgegengestellt, er hat die gemeinsamen Ordnungen noch nicht abgeschüttelt. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo das Subjekt allein seiner eigenen Kraft vertraut und sich kühn allem Nicht-Ich entgegenstellt.

Aber diese Zeit mußte kommen, und sie kam. Die Kräftigung des Subjekts, welche jede geistige Bewegung großen Stils vollzieht, wird schließlich in erregbaren und beweglichen Geistern das Gefühl einer unbedingten Überlegenheit und vollen Selbstherrlichkeit erzeugen; mit solcher Wendung wird die geistige Befreiung zur Aufklärung, und diese muß sich, solange ein Gegengewicht fehlt, immer radikaler gestalten. Das Denken wird zu freischwebender Reflexion, die nichts anerkennt, was nicht in ihr Räsonnement aufgeht; es wird damit eine Macht der Auflösung und Verflüchtigung, es wird vornehmlich ein Todfeind aller geschichtlichen Überlieferung. Denn was immer von alter Übung und Sitte es vor sein Forum zieht, das ist schon durch die Ladung gerichtet und verdammt. Entspricht diesem Zerstören kein Aufbau, so muß das Leben immer mehr ins Leere geraten und eine Krise unvermeidlich werden.

Solche Wendung zu einer radikalen Aufklärung bringen den Griechen die Sophisten. Ihre zutreffende Würdigung ist schon deshalb schwer, weil ihr Bild uns vornehmlich durch ihren schroffsten Gegner überliefert ist, und was dieser folgert, leicht als von ihnen selbst behauptet erscheint. Vor allem waren die Sophisten nicht Theoretiker, reine Philosophen, sondern Lehrer, Lehrer aller Geschicklichkeit für das praktische Leben, für das Handeln wie das Reden. Sie wollten ihre Schüler dazu bilden, in der Gesellschaft etwas zu leisten und zu erreichen, sie wollten sie namentlich durch Ausbildung rhetorischer und dialektischer Gewandtheit anderen Menschen überlegen machen. Das entsprach einem Bedürfnis der Zeit und hat zur Erweckung und Bildung der Geister gedient. Aber mit dem Schätzbaren verschlang sich eng Problematisches, ja Verwerfliches. Denn durch alles Wirken geht hier die Überzeugung, daß es keine sachliche Wahrheit gibt und uns keinerlei überlegene Ordnungen binden, sondern daß alles auf der Meinung und Neigung des Menschen steht. So ward der Mensch zum „Maß aller Dinge". Dieses Wort läßt sich verschieden deuten und wohl auch als ein Ausdruck tiefer Weisheit verstehen. Aber in jenen Zusammenhängen, wo zwischen Zufälligem und Wesentlichem im Menschen noch nicht geschieden war, und sich ein Begriff der Menschheit vom Nebeneinander der Individuen noch nicht abgehoben hatte, besagte es einen Verzicht auf alle allgemeingültigen Normen, eine Preisgebung der Wahrheit an das jeweilige Belieben und die schwankenden Neigungen der

Einzelnen. Je nach dem Standort, dem Gesichtspunkt, wie es heute heißt, läßt sich alles hierher oder dorthin wenden, so oder anders beurteilen, läßt sich was als Recht erscheint, auch als Unrecht darstellen, und das Unrecht als Recht, läßt sich nach Lage und Laune jeder Sache zum Siege verhelfen. So verwandelt sich das Leben mehr und mehr in Nutzen, Genuß, ja Spiel des bloßen und leeren Subjekts, das Individuum kennt keine Schranke und Scheu, der Kraftmensch verspottet frech alle Ordnungen als bloße Satzungen, als eine Erfindung der Schwachen, denen er die Gewalt und den Vorteil des Stärkeren als das wahre Naturrecht entgegenhält. So weicht das Gute dem Nützlichen, alle Schätzung wird relativ, die Überzeugung verliert allen sicheren Halt, das Handeln alles überlegene Ziel, das den Menschen veredelt und mit Ehrfurcht erfüllt. Gewiß hat auch ein solcher Relativismus ein Recht, jede Gedankenwelt hat sich mit ihm irgendwie abzufinden. Als Alleinherrscher aber wird er zum Todfeind alles Großen und Wahren. Seine Dialektik muß dann alles Feste zersetzen, sein geistreiches Spiel allen Ernst des Lebens zerstören und alle Tiefe verschließen; alles subjektive Kraftgefühl, alles Gerede von Kraft verdeckt immer weniger den Mangel an echter Kraft, die Hohlheit des ganzen Getriebes. Schließlich endet solches bewegliche und witzige Treiben in Frivolität. Nichts aber erträgt die Menschheit auf die Dauer weniger als eine frivole Behandlung der Hauptfragen ihres Glückes und ihrer geistigen Existenz.

Aber die Sophisten sind leichter zu tadeln als zu überwinden. Die Befreiung des Subjekts ist unmöglich zurückzunehmen, sie hat die Überzeugungskraft aller bloßen Autorität und Überlieferung endgültig zerstört. Eine Überwindung kann nur erfolgen durch eine innere Weiterbildung des Lebens, nur dadurch, daß das Subjekt in sich selbst neue Zusammenhänge und Ordnungen entdeckt, daß in seiner eigenen Seele sich eine Welt erhebt, die den Menschen von der Willkür befreit und in sich selbst befestigt. Daß die griechische Philosophie dies vollbracht hat, das ist ihr größtes Verdienst, und das bedeutet zugleich die Höhe ihrer Entwicklung.

Sokrates bringt diese Bewegung in Fluß. Die Art seines Wirkens ist äußerlich den Sophisten so verwandt, daß das Urteil vieler Zeitgenossen ihn damit einfach zusammenwarf. Auch er wirkt als Lehrer und will die Jugend für das Leben bilden, auch er reflektiert und räsonniert, auch er will alles vor der Vernunft

begründet haben, auch ihm wird zur Hauptsache der Mensch; so scheint er ein Aufklärer wie die anderen. Aber er erreicht einen festen Punkt, von dem aus sich ihm alles Denken und Leben verwandelt. Er entdeckt und verficht mit ganzer Seele den tiefen Unterschied zwischen den bunten und wechselnden Meinungen der Menschen und dem wissenschaftlichen Denken. In den Begriffen dieses Denkens erscheint etwas Festes, Wandelloses, Allgemeingültiges, das zwingend wirkt und alle Willkür vertreibt. Das ganze Leben wird damit zu schwerer Forderung. Denn nun gilt es durch Aufdeckung und Klärung der Begriffe allen Befund unseres Daseins auf seinen Gehalt zu prüfen, alles Leben und Tun vom Schein in lautere Wahrheit zu heben. Sokrates erreicht dabei kein geschlossenes System, seine Arbeit bleibt ein Suchen, ein redliches, unermüdliches Suchen. Wohl bildet er zur Ermittlung und Erläuterung der Begriffe eigentümliche Methoden, aber sie anzuwenden vermag er nicht für sich allein, sondern nur im Verkehr mit anderen Menschen, in durchdachter Rede und Gegenrede; so wird sein Wirken und Leben ein ständiger Dialog. Er kann aber den Menschen nahe bleiben, weil sein Denken sich vornehmlich mit dem praktischen und sittlichen Leben befaßt. Die Begründung dieses Lebens auf die vernünftige Einsicht hebt das Gute über alle bloße Meinung hinaus und erzeugt einen neuen Begriff der Tugend. Die Hauptsache bildet jetzt nicht die Leistung nach außen und der Erfolg im menschlichen Zusammensein, sondern die Übereinstimmung mit sich selbst, die Gesundheit und Harmonie der Seele. Das Innenleben erhält mit der Selbständigkeit auch einen Selbstwert; so ganz ist es in sich selbst vertieft und mit sich selbst befaßt, daß alle Fragen des äußeren Ergehens dagegen verblassen. Dabei bleibt die Ausführung recht unfertig, und manches Kleinere und Flachere widerspricht dem Hauptzuge des Strebens. Aber die Wendung zur Selbständigkeit der Seele, die Freilegung des Innenlebens behält volle Kraft, die oft nüchternen Lehren verwischen nicht den Eindruck einer tiefangelegten Persönlichkeit, die etwas Unmittelbares, ja Rätselhaftes besitzt, und alles, was unfertig oder unausgeglichen bleibt, das verschwindet vor der Treue und dem Ernst dieser Lebensarbeit, namentlich aber vor dem heroischen Tode, der diese Arbeit besiegelt hat. Ein sicherer Grundstein war damit gelegt, eine neue Bahn eröffnet, auf der nun rasch — in Plato — die griechische Lebensanschauung ihre philosophische Höhe erreichte.

2. Plato.

a. Einleitendes.

Platos Lebensanschauung zu zeichnen bildet wohl die schwerste Aufgabe unserer ganzen Untersuchung. Vornehmlich deshalb, weil die unvergleichliche Persönlichkeit, die in seinen Werken erscheint, grundverschiedene Antriebe, ja schroffe Gegensätze in sich trägt. Plato ist an erster Stelle der königliche Denker, der mit überlegenem Vermögen durch allen Schein hindurch und über alles Bild hinaus siegreich zu einem unsinnlichen Wesen der Dinge vordringt, dabei Welten gegen Welten hält, die starrsten Massen wie in leichtem Spiel bewegt, die härtesten Widerstände flüssig macht. Dieser Denker ist aber zugleich ein Künstler von Gottes Gnaden, den es fortwährend zum Gestalten und Schauen drängt, dessen hochgestimmte Phantasie alles Gedankenwerk mit glanzvollen Bildern umrankt, ja durchflicht, dem das Denken selbst zur Höhe des Schaffens wird. In das Dichten und Denken aber legt Plato eine kraftvolle moralische Persönlichkeit, die alles prüft und läutert; nur das gilt ihm als echt und wertvoll, was das Ganze der Seele fördert, indem es befestigt, reinigt, veredelt. „Alles Gold über der Erde und unter der Erde wiegt die Tugend nicht auf." Das Bewußtsein von unsichtbaren Zusammenhängen und schweren Verantwortungen gibt aller Arbeit einen tiefen Ernst und eine gewaltige Spannung. Auch die Bewegungen der Zeit zur Verinnerlichung der Religion wirken hieher und erfüllen das Ganze mit weihevoller Stimmung.

Daß in dem Lebenswerk des Mannes so verschiedene Antriebe zusammentreffen und sich gegenseitig steigern, das gibt diesem Werk eine einzigartige Größe. Aber es erzeugt auch Verwicklungen, die schwerlich ganz zu lösen sind. Jeder einzelne Zug ist viel zu selbständig, um nicht oft mit den anderen zusammenzustoßen, mannigfache Hemmungen und Durchkreuzungen entstehen und ziehen das Ganze bald hieher bald dorthin.

Diese Mannigfaltigkeit der Bewegungen macht das Dunkel besonders peinlich, das über der Reihenfolge der platonischen Schriften und über der inneren Geschichte des Mannes liegt. Wohl heben sich gewisse Hauptphasen deutlich heraus; an welcher Stelle sich aber die einzelnen Abschnitte und Übergänge finden, was zu den

verschiedenen Zeiten die Haupttriebkraft der Bewegung war, auch was für den Denker selbst den Abschluß seiner langen Lebensarbeit bildete, das alles ist trotz unsäglicher Mühe der gelehrten Forschung noch immer so wenig zu überzeugender Klarheit gebracht, daß ohne gewagte Vermutungen dabei nicht auszukommen ist; solche aber muß unsere Darstellung meiden. So soll sie sich vornehmlich an die Werke halten, welche Plato als den Schöpfer der Ideenlehre zeigen. Denn in ihr erreicht er seine größte Selbständigkeit, und mit ihr hat er am stärksten auf die Menschheit gewirkt.

b. Die Ideenlehre.

Platos Streben entspringt aus einer tiefen Unzufriedenheit, ja völligen Zerworfenheit mit der gesellschaftlichen Umgebung. Es ist zunächst die athenische Demokratie, die seinen Zorn entflammt, das Verhalten der „Vielen", die ohne Ernst und ohne Einsicht nach schwankender Lust und Laune über die wichtigsten Dinge beschließen und durch lärmende Massenwirkungen die Seelen der Jugend den wahren Zielen entfremden. Aber dem Philosophen verwandelt sich die Not seiner Zeit und seines Kreises in ein Problem aller Orte und aller Zeiten. Jegliches menschliche Tun, das selbstgenugsam auftritt und eine Verbindung mit überlegenen Ordnungen ablehnt, gilt ihm als klein und verkehrt; vom flüchtigen Schein beherrscht bietet es von Tugend und Glück nur einen bloßen Schein, einen eitlen und selbstgefälligen Schein. So reißt sich der Denker vom bloßen Menschen los und flüchtet zum All, vom Alltagstreiben mit seinem Neid und Haß gilt es aufzuschauen zu den urewigen, aller Unbill abholden Ordnungen, die der Anblick des Himmelsgewölbes unablässig vor Augen stellt; der Anschluß an sie wird unser Leben weiter und wahrer, reiner und beständiger machen. So ein Streben über den Menschen hinaus, eine Wendung zu einer kosmischen Lebensführung.

Aber dies neue Leben stößt sofort auf ein scheinbar unüberwindliches Hemmnis. Die sinnliche Welt war durch die Arbeit der Wissenschaft erschüttert und zersetzt, namentlich war ihr unablässiges Anderswerden, war der regellose Fluß der Dinge viel zu deutlich erkannt, als daß sie dem Leben und Streben einen sicheren Halt gewähren konnte. Bildet demnach das Reich der Sinne die einzige Welt, so kann die Wendung zum All dem Leben keine Festigkeit

geben. Aber ist neben und über jenem nicht eine andere Wirklichkeit möglich? Sokrates' Lehre vom Denken und von den Begriffen hatte einen Ausblick darauf eröffnet. In den Begriffen war gegenüber den schwankenden Meinungen der Individuen etwas Beharrendes und Allgemeingültiges erkannt, für Sokrates freilich nur innerhalb unseres Gedankenkreises. Plato aber, seiner Gesamtart nach mehr aufs Weite und Kosmische gerichtet, geht hier einen beträchtlichen Schritt vorwärts. Der Begriff, so meint er, könnte nicht wahr sein, wenn er nicht über den Menschen hinausreichte und eine Wirklichkeit der Dinge widergäbe. Das entspricht der griechischen Denkart, die den Menschen von der Welt nicht ablöst und ihr entgegensetzt, sondern ihn ihr eng verbunden hält, die daher den Befund des Seelenlebens als eine Mitteilung der Dinge versteht. Das kleine Leben folgt hier dem großen, denn nicht entfacht und nährt sich, so meint Plato, das Feuer des Alls aus dem Feuer bei uns, sondern es hat von jenem das meine und das deine und das aller Lebewesen was immer es hat. Hängen wir aber so an den Dingen, und verdankt die Seele allen Inhalt dem All, so läßt der Befund der kleinen Welt auf die große mit Sicherheit schließen. Nun ist für Plato ausgemacht, daß es gegenüber der schwankenden Meinung ein Wissen mit festen Begriffen gibt; so gibt es sicherlich auch im All eine unwandelbare Wirklichkeit übersinnlicher Art, ein Reich von Gedankengrößen jenseit der fließenden Sinnenwelt.

Auf diesem Wege kommt Plato zum Kern seiner philosophischen Überzeugung, zu seiner Ideenlehre. Das Wort Idee, ursprünglich Aussehen, Bild, Gestalt bedeutend und auch in der Philosophie schon vor Plato verwandt, erhält und behauptet von hier aus einen technischen Sinn, es bezeichnet nun das Gegenstück des Begriffes in der Welt der Dinge, ein wesenhaftes, wandelloses, nur dem Gedanken zugängliches Sein. Die Ideenlehre befestigt und objektiviert unsere Begriffe, eine kühne logische Phantasie trägt diese über den menschlichen Kreis hinaus in das All und verkörpert sie zu selbständigen Größen uns gegenüber. Die Gedankenwelt aber, die damit entsteht, wird für Plato zur Beherrscherin aller Wirklichkeit, zur Trägerin der Welt, die uns sichtbar umfängt.

Das ist eine Umwälzung und Umwertung gewaltiger Art, die Geschichte des menschlichen Geisteslebens kennt keine größere. Das sinnliche Dasein, bis dahin die sichere Heimat des Menschen,

rückt nun in die Ferne, und zum Ersten, Gewissesten, unmittelbar Gegenwärtigen wird eine Welt, in die nur das Denken führt. Nicht nach der Stärke des sinnlichen Eindrucks, sondern nach der geistigen Durchsichtigkeit bemißt sich jetzt die Nähe und Erkennbarkeit der Dinge; da das sinnliche Dasein mit seiner Räumlichkeit sich nicht in reine Begriffe auflösen läßt, so bleibt es bei aller Handgreiflichkeit in trübem Dämmerschein, während die Ideen sich vollauf durchleuchten lassen. Bei solcher Umkehrung bildet die Seele unser echtes Wesen, der Körper wird ein bloßer Anhang, ja ein fremdes und niederes Sein. Demnach sei auch das Streben nur unsinnlichen Gütern zugewandt.

Diesem Spiritualismus gibt die volle Herrschaft des Erkennens eine eigentümliche Färbung. Nur das Erkennen, das Auge des Geistes für die unsichtbare Welt, führt vom Schein der Sinne zum Reich des Wesens. An seiner Entfaltung liegt alle Selbständigkeit und Innerlichkeit unseres Lebens, ja streng genommen müßte es seinen alleinigen Inhalt bilden.

So eine völlige Wandlung, aber auch die Gefahr einer starren Einseitigkeit. Wäre das Leben gänzlich in jene Richtung eingelenkt, so hätte das Bestehen auf einem unsinnlichen und unwandelbaren Sein alle bunte Fülle der Wirklichkeit zerstört. Bei Plato aber gesellt sich zur Forderung eines festen und echten Seins als nicht minder wesentlich ein künstlerischer Zug, zum Verlangen nach Wahrheit das nach Schönheit; erst die Verbindung beider vollendet die Ideenlehre. Das unsinnliche Wesen der Dinge erscheint zugleich als die reine Form, die Form, welche mit überlegener Gewalt eine Mannigfaltigkeit zusammenbindet, gegenüber allem Werden und Vergehen der Einzelwesen mit ewiger Jugend beharrt und immer von neuem auch das sinnliche Dasein gestaltet. Das Wirken einer solchen Form findet der Philosoph in der Weite der Natur wie in der Innerlichkeit der Seele wie im Aufbau menschlicher Gemeinschaft; so wird hier zuerst das Weltphänomen der Form vom Denken angeeignet und zugleich eine philosophische Begründung der formenstrengen und erhabenen Kunst geliefert, die der Höhe des Griechentums eigentümlich ist. Zugleich aber entspringt aus jener Wendung eine neue Schätzung der Dinge. Die Form ist nicht bloß beständig, sie ist zugleich gefällig und schön, das wahrhafte Sein erweist sich zugleich als das Gute und Vorbildliche, die Welt des Wesens als die der Werte. Das gibt der nächsten Wirk-

lichkeit einen ungleich freundlicheren Anblick. Denn nun wird sie ein Abbild des vollkommenen Urbildes, ein steter Hinweis darauf, ein unablässiges Streben zur Höhe.

Diese Verbindung von Wahrheit und Schönheit bekundet einen Glauben an die Weltmacht der Vernunft. Wo das Wesenhafte mit dem Schönen und Guten letzthin zusammenfällt, wo die Dinge um so besser dünken, je mehr sie an echtem Sein teilhaben, da steht das Gute in sicherer Herrschaft über die Welt. Für ein radikales Böse ist hier kein Platz; so gewiß das Niedere herabzieht und entstellt, verkehren und verderben kann es nicht. Mit solcher Wendung veredelt und rechtfertigt sich der Drang zum Leben, es begründet sich eine Freudigkeit der Gesinnung inmitten aller Gefahren und Kämpfe.

Mag an der Ideenlehre Platos vieles problematisch sein, sie eröffnet eine Grundwahrheit, die sich nicht wieder aufgeben läßt. Das ist die Überzeugung, daß ein Reich der Wahrheit jenseit des Beliebens der Menschen besteht, daß die Wahrheiten nicht wegen unserer Zustimmung, sondern unabhängig davon gelten, daß ihr Reich allem menschlichen Meinen und Mögen himmelweit überlegen ist. Ohne solche Überzeugung gibt es keine Selbständigkeit der Wissenschaft, keinen Aufbau der Kultur; nur jene überlegene Wahrheit kann Gesetze und Normen entwickeln, die das menschliche Dasein erhöhen, indem sie es binden und richten. Das aber ist der Hauptgedanke alles Idealismus, so weist dieser immerfort auf Plato zurück.

c. Die Lebensgüter.

Die platonische Lebensführung, wie sie aus der Ideenlehre hervorgeht, ist in ihren Grundzügen einfach genug. Alles geistige Leben ruht auf wissenschaftlicher Einsicht, es sinkt und verfällt, sobald es sich davon losreißt. In seiner näheren Durchbildung aber strebt es zu künstlerischer Gestaltung, zu plastischem Ebenmaß und vollgeklärter Harmonie. So verbinden und durchdringen sich hier zu gegenseitiger Förderung die beiden Hauptrichtungen des griechischen Lebens: das Verlangen nach klarem Erkennen und das nach anschaulichem Gestalten. Plato bildet damit die Höhe der geistigen Arbeit seines Volkes. Als etwas Eigenes und Neues aber fügt er hinzu seine große Gesinnung, das Gewicht einer starken und edlen, einer

souveränen Persönlichkeit; in aller Wahrheit und Schönheit sucht seine Seele schließlich das Gute, Veredelnde, Wesenerhöhende. Das führt auch der Arbeit neue Antriebe und Aufgaben zu.

Die unbestrittene Führung des Lebens hat hier die Wissenschaft, wissenschaftliche Einsicht hat alle Betätigung zu tragen, nichts gilt als echt, was nicht durch die Gedankenarbeit hindurchgegangen ist. Nur die Einsicht erzeugt echte Tüchtigkeit. Denn nur sie befreit von dem Schein und der Äußerlichkeit der landläufigen Tugend, nur sie begründet die Tugend im eigenen Wesen des Menschen und macht sie zugleich zur freien Tat des Menschen. Denn was gewöhnlich Tugend genannt wird, in Wahrheit sich aber von körperlichen Fertigkeiten kaum unterscheidet, ist mehr ein Erzeugnis der gesellschaftlichen Umgebung, ein Werk von Sitte und Übung, als eigene Tat und Entscheidung. Erst die rechte Einsicht erhebt das Handeln und Wesen zur Selbständigkeit.

Auch das Schöne muß sich in das Element des Gedankens tauchen und sich damit von der gemeinen, auf niedere Lust bedachten Art befreien. Denn erst jenes vertreibt aus ihm, was dem bloßen Reiz und Genuß dient; erst die Abstreifung alles Körperhaften, die Erhebung zu reiner Geistigkeit vollendet sein Wesen. Nun ist es nach Winckelmanns Ausdruck „wie ein aus der Materie durchs Feuer gezogener Geist". So kommt das griechische Streben nach Schönheit zum Durchbruch auch in der Philosophie und wird eine Macht auch für die Wissenschaft.

Damit erhält die Gedankenarbeit neue Antriebe fruchtbarster Art. Das Streben nach Wahrheit nimmt zu seinem schweren Ernst Frische und Freudigkeit in sich auf, der Inhalt der Gedankenwelt aber bewahrt bei aller Abweisung roher Sinnlichkeit eine Festigkeit und Gegenständlichkeit. Das Erkennen erscheint hier als ein Erblicken eines beharrenden Vorwurfs, es entsteht der Begriff einer geistigen Anschauung, der einen eigentümlich griechischen Sinn der Anschauung aufnimmt und weiterbildet. Anschauen bedeutet hier nicht ein passives Aufnehmen eines fremden Gegenstandes, sondern eine Verbindung von Tätigkeit und Vorwurf zu lebendigem Kontakt, so daß unablässig Leben vom einen zum anderen überströmt. Das wäre aber unmöglich ohne ein Zusammengehören des Wesens, unser Auge muß sonnenartig sein, um im Licht der Sonne Dinge zu sehen, unsere Vernunft den ewigen Beständen verwandt, um im Licht der Ideen Ewiges zu erfassen.

In solchem Zusammenhange nähert sich die Anschauung der Liebe, dem Eros. Das Streben nach geistiger Produktion enthält ein Suchen des Wesensverwandten, nur zusammen mit einem solchen, nur in gegenseitiger Belebung kann das nach Wahrheit dürstende Wesen sein Ziel erreichen und Unvergänglichkeit finden. So wird die Forschung zum geistigen Schaffen; Geist und Wahrheit kommen nicht fertig an uns, sie entstehen erst durch Berührung unseres Strebens mit der Vernunft des Alls. Mit dem Begriff des geistigen Schaffens aber, wie er hier der Wissenschaft aufgeht, wird die Kunst der Forschung selbst eingepflanzt und ein enges Bündnis von Wahrheit und Schönheit besiegelt.

Wie aber das Schöne, so wird auch das Gute der Forschung innig verbunden und verschlungen. Für Plato ist die Philosophie keine bloße Theorie im späteren Sinne, sondern ein Aufbieten des ganzen Wesens, ein Erheben des ganzen Menschen vom Schein zur Wahrheit, ein Erwachen aus dem tiefen Schlummer des Alltagslebens, eine Reinigung von aller Sinnlichkeit. Das Streben zur Wahrheit ist unmittelbar ein Werk der Gesinnung; denn es ist der Trieb der Wahrhaftigkeit, der mit dem Scheine brechen und echtes Wesen suchen heißt. Auch insofern gehören Wahres und Gutes zusammen, als das höchste Gut unwandelbar sein muß, etwas Unwandelbares aber nur die Forschung eröffnet.

Inniger noch ist der Bund von Gutem und Schönem. Die Fassung des Schönen zeigt Plato als einen Sohn seines Volkes und seiner Zeit, er gibt eine philosophische Formulierung des Klassisch-schönen, das damals auf seiner Höhe stand. Das Schöne ist hier vornehmlich plastischer Art, es verlangt eine scharfe Scheidung alles Mannigfachen, eine kräftige Entfaltung jedes Teiles, eine geschickte Zusammenfassung zum Ganzen eines Werkes. Wo immer ein Ganzes erstrebt wird, da sollen die Teile aus dem anfänglichen Chaos deutlich hervortreten, jeder eine besondere Aufgabe erhalten und seine Grenzen gegen die übrigen gewissenhaft wahren; dann aber soll sich die Mannigfaltigkeit ordnen, abstufen und in ein Kunstwerk zusammengehen, dessen Ebenmaß und Harmonie eine reine und edle Freude erzeugt. Jene Ordnung wird nicht von außen auferlegt, sondern von innen her bereitet, die Bildung zum Schönen wird vom eigenen Leben und Streben getragen, bei aller Ruhe ist das Kunstwerk zugleich ein beseelter Organismus. So das Gedankenbild des Klassischschönen, eines Schönen von festen,

ja strengen Verhältnissen und klaren Abmessungen, von umgrenzter und durchsichtiger Gestalt, zugleich aber voll inneren Lebens.

Ein derartiges Schöne erkennt der Blick des Forschers durch allen trüben Schein hindurch sowohl in der weiten Welt als im menschlichen Kreise; Grenze und Ordnung, Ebenmaß und Harmonie leuchten ihm überall entgegen. So aus dem Himmelsgewölbe mit dem unwandelbaren Beharren der Gestirne in aller rastlosen Bewegung, so auch aus dem inneren Gefüge der Natur, das Plato streng nach mathematischen Verhältnissen ordnet.

Was aber draußen in ausgebreiteter und sicherer Wirkung steht, das wird beim Menschen zur Forderung und Tat; die wichtigste aller Harmonien ist die Harmonie des Lebens, zu der vornehmlich die hellenische Art berufen dünkt. Auch unser Wesen mit seiner Vielheit von Trieben ist von Natur in Grenzen und Ordnung gewiesen. Aber zur vollen Belebung der Mannigfaltigkeit und zur Herstellung des Ebenmaßes bedarf es eigener Tat, die nur aus rechter Einsicht hervorgehen kann. Mit Hilfe solcher Einsicht gilt es das anfängliche Chaos zu überwinden, alle in uns angelegte Kraft voll auszubilden, ihre Mannigfaltigkeit scharf gegeneinander abzugrenzen, schließlich alle Leistungen in ein wohlgefügtes Lebenswerk zusammenzufassen. Alles Grenzenlose und Unbestimmte ist hier verpönt, alle Bewegung geht auf ein festes Ziel, auch die Kräfte lassen sich nicht ins Endlose steigern. Wenn jeder an seiner Stelle das Seine tut, dann fährt das Ganze am besten, dann wird das Leben schön und freudvoll in sich selbst. Solcher Überzeugung entspricht ein eigentümliches Bildungsideal. Der Mensch wolle nicht sich zu allem bilden und alles mögliche leisten, sondern er ergreife Ein Ziel und widme ihm seine ganze Kraft. Weit besser ist es eines gut als vieles unzulänglich zu tun. So ein aristokratisches Ideal in schroffem und bewußtem Gegensatz zu dem demokratischen einer Erziehung aller für alles, einer möglichst vielseitigen und gleichmäßigen Bildung.

Indem so die Harmonie des Lebens zu unserer eigenen Tat wird, indem sie unser Wollen und unsere Gesinnung an sich zieht, wächst sie zu einem ethischen Werk, zur Tugend der Gerechtigkeit. Das nämlich ist das Gerechte, das Seine zu tun und jedem das Seine zu geben, statt in fremde Kreise überzugreifen, sich ganz der einen Aufgabe zu widmen, die Natur und Geschick uns zugewiesen haben. Demnach ist die Gerechtigkeit nichts anderes als die ins eigene Wollen aufgenommene Harmonie, als solche wird sie dem Denker in Einklang

mit seinem Volke zum Zentralbegriff des sittlichen Lebens, zur allumfassenden Tugend. Jenseit unseres Kreises aber wirkt sie als sittliche Weltordnung: unserem Handeln wird schließlich unser Ergehen entsprechen, früher oder später muß, wenn nicht in diesem, so in einem anderen Leben das Gute seinen Lohn, das Böse seine Strafe empfangen.

Besteht demnach die Tugend in der Belebung und harmonischen Gestaltung des eigenen Wesens, so wird das Streben nach ihr eine unablässige Befassung des Menschen mit seiner eigenen Innerlichkeit, eine Befreiung von allem Druck der gesellschaftlichen Umgebung. Wenn diese über die südlichen Völker besonders große Macht besitzt, so hat sie dort auch in selbstwüchsigen Persönlichkeiten die kräftigste Gegenwirkung gefunden. — Mit jener Verinnerlichung der Aufgabe nämlich wird zum Hauptziel, nicht anderen Menschen, sondern sich selbst zu gefallen, gut nicht zu scheinen, sondern zu sein. Wie erst diese Wendung zum eigenen Wesen das Leben selbständig und wahrhaftig macht, so eröffnet sie ihm auch ein unvergleichlich höheres Glück, eine echtere Freudigkeit. Auf Glück verzichtet Platos kräftige und mutige Natur keineswegs, aber sie findet das Glück nicht mit der Menge in Ereignissen und Erfolgen äußerer Art. Es in der Tätigkeit selbst aufzusuchen, das gestattet jetzt die Eröffnung eines umfassenden Lebenswerkes in der reinen Innerlichkeit. Gilt es doch den ganzen Umkreis erst zu beleben und alle Mannigfaltigkeit in eine Harmonie zusammenzubringen. An dem Gelingen dessen liegt der Erfolg oder Mißerfolg unseres Lebens und zugleich unser Glück oder Unglück. Denn nach Plato wird alles an Harmonie und Disharmonie Vorhandene vom Handelnden deutlich geschaut und kräftig empfunden, es wird unverfälscht empfunden, wie es vorhanden ist. So kommt der wirkliche Stand der Seele in Freud und Leid zu reinem Ausdruck, die Gerechtigkeit erzeugt mit ihrer Harmonie zugleich die Seligkeit, ein allen anderen Freuden weit überlegenes Glück, die Ungerechtigkeit aber mit ihrer Disharmonie, ihrem Zerreißen und Sichverfeinden unserer eigenen Natur eine unerträgliche Qual.

Dieser untrennbare Zusammenhang von Tätigkeit und Glück bildet die Höhe der Weisheit eines lebenskräftigen Volkes; dies ist auch das Ideal, das die griechische Philosophie bis zu ihrem letzten Atemzuge verfochten hat. Nach dieser Überzeugung bildet das Glück wohl die naturgemäße Folge, nicht aber den Beweggrund

des Handelns; alles kleinliche Mühen um Lohn wird verscheucht, wo das Gute seinen Wert in sich selbst, in seiner inneren Schönheit hat, deren Schauen den Menschen erfreut und beglückt. Derart das Glück im Innern begründen, das heißt zugleich die Macht des Schicksals über den Menschen brechen. Alle Dürftigkeit und aller Widerspruch der äußeren Verhältnisse kann hier den durch das eigene Tun erzeugten Stand des Inneren nicht ändern, ja der Kontrast wird seine Überlegenheit und Selbstgenugsamkeit nur noch verstärken und bewußter machen. Bei aller Gunst der Geschicke bleibt der Schlechte elend, ja er wird dadurch noch elender, indem das Böse um so üppiger aufwuchern wird, dem Guten aber erweist sich in allen Hemmungen und Leiden erst recht die innere Herrlichkeit seines Lebens. Aus solcher Gesinnung entwirft Plato ein eindrucksvolles Bild vom leidenden Gerechten, der bis zum Tode verfolgt wird und mit dem Schein der Ungerechtigkeit behaftet bleibt, dessen innere Hoheit aber inmitten solcher Anfechtung aufs hellste strahlt; ein Bild, das in der äußeren Annäherung an christliche Vorstellungen den inneren Abstand der beiden Welten um so deutlicher erkennen läßt.

d. Weltflucht und Weltverklärung.

Wesentlich ist der platonischen Überzeugung die Scheidung zweier Welten; zwischen dem Reich der Wahrheit und dem nächsten Dasein bleibt eine unüberwindliche Kluft, die auch die geschichtliche Arbeit nicht zu verringern vermag. Je entschiedener der Denker auf der Selbständigkeit und Unvergleichlichkeit der geistigen Güter besteht, desto gewisser ist ihm, daß sie eine eigene Welt gegenüber einer Welt von geringerer Wahrheit und Vollkommenheit bilden. Was folgt aus solcher schroffen Scheidung für unser Handeln? Kann es beide Welten miteinander umfassen, oder soll es sich ausschließlich der höheren widmen? Dieses allein scheint folgerichtig. Denn warum sollen wir unsere Kraft verteilen, wo die Welt des Wesens unsere ganze Hingebung verlangt, warum uns um das Vergängliche mühen, wenn der Weg zum Unvergänglichen offensteht, warum im Dämmerlicht der Abbilder bleiben, wo die Urbilder klar und rein zu schauen sind? In diese Richtung treibt namentlich Platos Verlangen nach einem wesenhaften Sein; gegenüber seiner Ewigkeit und Einfachheit sinkt das bunte Reich der Sinne zu

einem trügerischen Schein herab; so wird es zur Aufgabe der Aufgaben, sich diesem Schein zu entwinden und alle Liebe wie alle Sorge auf das unwandelbare Sein zu richten. Damit unverkennbar ein Lebenstypus der Weltflucht.

Augenscheinlich ist, von jener Höhe aus gesehen, die Nichtigkeit und Scheinhaftigkeit des Lebens, das uns zunächst umfängt. Es ist nicht nur im Einzelnen mangelhaft, sondern im Ganzen bis zum Grunde verfehlt. Hier, wo die Sinnlichkeit alles herabzieht, findet sich nirgends ein reines Glück, alles Edle wird entstellt und verkehrt, nicht der Sache, sondern dem Schein dient alles menschliche Mühen, der unstete Fluß der Erscheinungen kennt kein beständiges Gut. In die finstere Höhle der Sinnlichkeit, worin wir gebannt sind, wirft die lichte Welt der Wahrheit nur flüchtige Schattenbilder. Wenn nun das Denken einen Weg zur Befreiung aus solcher Lage zeigt, sollten wir ihn nicht freudig betreten, sollten wir nicht mutig alles von uns werfen, was uns im Reich des Scheines festhält? Es hält uns aber alles fest, was dort als ein Gut gepriesen wird: Schönheit, Reichtum, Körperkraft, angesehene Verwandtschaft usw.; so muß der Freund der Wahrheit sich davon befreien. Die Seele befindet sich im Körper wie in einem Kerker, ja einem Grabe. Daraus erretten kann sie nur eine Fernhaltung von aller Lust und Begier, von Schmerz und Furcht. Denn diese Affekte schmieden sie an den Körper und täuschen ihr die Welt des Sinnenscheins als die wahre vor. Die Affekte kann aber die Seele nicht abtun, solange die gewöhnlichen Schicksale sie noch irgend erregen und bewegen; so muß sie eine völlige Gleichgültigkeit dagegen erlangen und das Glück allein in die geistige Tätigkeit, d. h. in die Erkenntnis des Wesenhaften setzen. Alle Schläge des Schicksals gleiten ab von einer weisen und tapferen Seele, die ewige Güter kennt. „Das Beste ist, sich bei Unglücksfällen ruhig zu verhalten und nicht aufzuregen, da weder bei solchen Dingen Gut oder Böse klar ist, noch wer es schwer nimmt, dadurch etwas gewinnt, noch überhaupt etwas von den menschlichen Dingen großen Eifer verdient.“ Auch bei den Schicksalen anderer gilt es nicht weibisch zu jammern, sondern mannhaft dem Erkrankten zu helfen, den Gefallenen aufzurichten. Einen vollen Sieg erlangt nur, wer alles Gefühlsleben hinter sich läßt und sich über die Welt der menschlichen Freuden und Leiden kräftigen Muts hinaushebt. Mit solcher Ablösung des Lebens von dem sinnlichen Dasein verliert der Tod

allen Schrecken, er wird eine „Befreiung von aller Irrung und Unvernunft und Furcht und wilden Leidenschaften und allen anderen menschlichen Übeln". Nur der körperfreien Seele eröffnet sich die volle Wahrheit, denn nur Reines darf das Reine berühren. So wird die Ablösung vom Sinnlichen, die Vorbereitung zum Sterben zur Hauptaufgabe der Philosophie; sie bedeutet jetzt ein Erwachen aus schwerem Traum zu lichter Klarheit, eine Rückkehr aus der Fremde in die Heimat.

So eine Weltflucht im vollen Sinne des Wortes. Gewiß verbleibt zwischen dieser platonischen Weltflucht und der mittelalterlichen ein weiter Abstand. Es wird nur das sinnliche Dasein aufgegeben, nicht die Welt überhaupt, und das erstrebte ewige Sein befindet sich nicht in jenseitiger Ferne als ein Gegenstand gläubiger Hoffnung, sondern es umfängt die wesensverwandte Seele auch in diesem Leben mit unmittelbarer Gegenwart; auch wird es nicht von einer höheren Macht als Gnadengabe geschenkt, sondern durch eigene Tätigkeit erkämpft.

Aber auch so bleibt ein schroffer Bruch mit der nächsten Lage und der Gemeinschaft der Menschen. Einsam steht hier der Denker auf schwindelnder Höhe und einförmig wird seine Welt. Mit der Abweisung aller Schmerzen und Freuden, aller Sorgen und Aufgaben der Menschheit droht das Dasein allen lebendigen Inhalt zu verlieren und aller Reichtum der Dinge in den Abgrund einer gestaltlosen Ewigkeit zu versinken.

In dieser Weltflucht haben wir den echten Plato und den konsequenten Plato, keineswegs aber den ganzen Plato. Jene weltflüchtige Richtung hat bei ihm eine beträchtliche Milderung, ja eine Gegenwirkung erfahren, wie es bei allen ihren Vertretern geschah, die über dem Individuum nicht das Ganze der Menschheit vergaßen. Denn mag der einzelne Denker die sinnliche Welt ganz hinter sich lassen, die Menschheit wird ihm dabei nicht folgen, schon die Rücksicht auf die Brüder führte auch Plato zu jener Welt zurück. Was aber auf indischem und oft auch auf christlichem Boden nur eine widerwillige Anpassung war, das hat bei Plato auch eine innere Neigung für sich; ihn, den Griechen wie den Freund, ja wissenschaftlichen Entdecker der Schönheit, fesseln starke Klammern an diese Wirklichkeit und treiben ihn dazu, auch in ihr etwas Gutes zu suchen.

Zur Erhöhung des sinnlichen Daseins wirkt vornehmlich ein Plato eigentümliches Streben, zwischen den Gegensatz des Geistigen und Sinnlichen, des Wesenhaften und Nichtigen, des Ewigen und Vergänglichen ein Zwischenglied einzuschalten, das ein Auseinanderfallen des Lebens verhütet. So erscheint als eine Vermittlung zwischen der Geisteswelt und der sinnlichen Natur die Seele, indem sie von dort die ewigen Wahrheiten aufnimmt, hieher aber Leben trägt, so steht bei der Seele selbst zwischen der Intelligenz und der Sinnlichkeit das kraftvolle Streben, so beim Erkennen zwischen dem Wissen und dem Nichtwissen die rechte Meinung. Ähnlich werden auch im Staat und in der Natur die Gegensätze durch Zwischenglieder verknüpft und alle Mannigfaltigkeit einer Stufenfolge eingefügt. Schließlich bildet das Schöne selbst ein Bindeglied zwischen der reinen Geistigkeit und der sinnlichen Welt, indem Ordnung, Maß und Harmonie beide Reiche verketten und auch dem Niederen an der Göttlichkeit Anteil geben. Auch die sinnliche Welt ist eine schöne Welt und als solche unverwerflicher Art. Das höchste Wesen, das keinerlei Neid kennt, hat sie so vollkommen wie möglich nach dem ewigen Urbild gestaltet; in diesem Gedankengange kann Plato sie den „eingeborenen Sohn Gottes" nennen.

In solchem Zusammenhange wurzelt die Idee der Vermittlung und Abstufung, die später gewaltigste Macht erlangt hat und sie bis zur Gegenwart übt. Ihre Voraussetzungen und Beweggründe liegen bei Plato deutlich zutage. Ein schroffer, in seinem letzten Grunde unüberwindlicher Gegensatz, zugleich aber ein starkes Verlangen nach einer Ausgleichung, nach Herstellung irgendwelches Zusammenhanges; was anderes kann da helfen als ein Ergreifen vermittelnder Mächte? In Verfolgung dieser Gedankenrichtung entstand jenes hierarchische Stufenreich im All wie bei der Menschheit, das einen Hauptzug des Neuplatonismus und der mittelalterlichen Kirche bildet. Seinem innersten Wesen nach ist es weniger christlicher als platonischer Art.

Bei Plato selbst erfolgt eine Verbindung von Höherem und Niederem nicht bloß durch eine Mitteilung von oben her, sondern auch durch ein eigenes Aufstreben des Sinnlichen und Menschlichen zum Göttlichen. Auch durch unsere Welt geht ein Verlangen, an dem Guten und Ewigen teilzuhaben und dadurch selbst unvergänglich zu werden; die Liebe, der Eros, ist nichts anderes als ein solches Streben nach Unvergänglichkeit. Es erreicht dies

Streben seinen Abschluß erst in der Forschung, welche die volle Einigung mit dem Wahren und Ewigen herstellt. Aber in aufsteigendem Zuge durchdringt es das ganze All, und freudig folgt die Betrachtung des Denkers dieser Stufenleiter der Liebe. Einen verworrenen Drang nach Unsterblichkeit zeigt schon die untermenschliche Natur in dem Fortpflanzungstriebe der Wesen, dem Verlangen, bei eigenem Untergang in den Nachkommen fortzuleben; Unsterblichkeit will das Mühen der Helden um Ruhm, Unsterblichkeit das Schaffen der Dichter und Staatsmänner, Herausarbeitung des Ewigen in gegenseitiger Eröffnung und Mitteilung die Liebe vom Menschen zum Menschen, bis endlich jener Gipfel der Anschauung und Aneignung des wesenhaften Seins erreicht wird. So heißt die Liebe eine dämonische Macht, welche Göttliches und Menschliches verbindet und unser Seelenleben unter widerstreitende Bewegungen stellt. Sie erscheint als ein Kind von Reichtum und Armut, da sich erst in der Mitteilung an den anderen die Tiefe des eigenen Wesens eröffnet; so verbindet sie Überfluß und Not, Besitzen und Entbehren. Mit der wunderbaren Zeichnung solcher Lage und Stimmung wird Plato der erste philosophische Vertreter romantischer Denkart; tief zieht es ihn dabei in die Widersprüche des menschlichen Daseins hinein, über welche die reine Denkarbeit ihn so weit hinaushob.

Solche Wandlungen steigern den Wert der nächsten Welt und den Reichtum unseres Lebens. Das Erkennen bildet nun nicht mehr seinen alleinigen Inhalt, sondern nur die beherrschende Höhe, die Licht und Vernunft überallhin ausstrahlt. Das Niedere aber gewinnt einen Wert als eine uns Menschen unentbehrliche Stufe zur Höhe, denn erst allmählich kann unser Auge sich an das Licht der Ideen gewöhnen. Auch hebt die Idee der Gerechtigkeit und Harmonie das Niedere, indem sie es zum Glied eines Ganzen macht und ihm dabei eine besondere Aufgabe stellt, deren Lösung zur Vollendung des Gesamtwerks gehört; so in unserer Seele, so auch beim Staate. Böse wird es jetzt erst, sobald es die Ordnung verkehrt und das Höhere verdrängt; daher ist auch das Sinnliche nicht mehr an sich, sondern nur in seinem Übermaße verwerflich.

Dem entspricht ein anderes persönliches Verhalten des Philosophen zu den menschlichen Dingen, nun kann er nicht mehr aus ferner Höhe auf sie stolz und kühl herabsehen. Vielmehr teilt er in tiefer Empfindung das gemeinsame Los; wie alles Gute hier seine

Freude, so wird alles Böse sein Schmerz. So treibt es ihn zwingend zur Förderung des Guten, zur Bekämpfung des Bösen; der weltüberlegene Denker wird zum kühnen und leidenschaftlichen Reformator, er schmiedet eingreifende Pläne zur Verbesserung der menschlichen Lage und scheut vor schroffer Umwälzung nicht zurück. Wurde früher eine Unterdrückung der Affekte geboten, so heißt es jetzt, daß ohne edlen Zorn sich nichts Tüchtiges verrichten läßt. Hier erscheint der Denker als ein eifriger Streiter, den die Spannung des Kampfes freudig erregt, um so mehr, da nach seiner Überzeugung die Gottheit unablässig mit uns kämpft.

Demnach umfaßt die platonische Gedankenwelt eine Weltflucht und eine Weltverklärung. Aber auch die Weltverklärung erfolgt von der Ideenwelt her, aus dieser stammt auch die Vernunft in der sinnlichen Welt. So bleibt das Leben trotz der Spaltung auf Ein Hauptziel gerichtet, hier wie da ist alles Gute geistiger Art, hier wie da kommt alle Vernunft von der rechten Einsicht. Sicherlich ist hier nicht alles ausgeglichen, innerhalb der umfassenden Bewegung verbleiben verschiedene Strömungen. Aber vielleicht trägt nicht Plato allein die Schuld an solchem Widerspruch, vielleicht liegen überhaupt im menschlichen Leben und Wesen Antriebe entgegengesetzter Art. Ist eine Selbständigkeit und Ursprünglichkeit des Lebens erreichbar ohne eine Erhebung über die Erfahrung, ist aber das dabei Gewonnene auszubauen ohne eine Rückkehr zu ihr? Wie dem sein mag, am tiefsten haben nicht die Denker gewirkt, welche rasch zu einer Einheit strebten und sich in ihr gegen alle Verwicklung verschanzten, sondern die, welche die Gegensätze sich voll ausleben und einander hart widerstreiten ließen; denn daraus quoll ein innerer Forttrieb des Lebens, der es weiter und weiter führte. So aber ist es bei Plato geschehen.

e. Das Gesamtbild des Menschenlebens.

Im Gesamtbilde unseres Daseins verbinden sich alle Hauptrichtungen der platonischen Arbeit. Den Gegensatz der beiden Welten teilt auch der Mensch, indem er aus Leib und Seele besteht oder vielmehr zu bestehen scheint. Denn in Wahrheit bildet allein die Seele unser Selbst, dem der Körper nur äußerlich anhängt. Die Seele hat Teil an der Welt des ewigen Seins und der reinen Schönheit, während der Körper uns in das Reich der Sinne herab-

zieht und seinem Wandel unterwirft. Die Unsterblichkeit der Seele gilt in diesen Zusammenhängen als völlig sicher. Wo der Kern des Lebens jenseit alles zeitlichen Werdens und aller Beziehung zur Umgebung liegt, und die Unwandelbarkeit die Haupteigenschaft des geistigen Lebens bildet, da muß die Seele, jede einzelne Seele, zum Grundbestande der Wirklichkeit gehören. Sie ist nie geworden und kann nie vergehen; die Verbindung mit dem Körper erscheint als ein bloßer Abschnitt ihres Lebens, ja als Folge einer Schuld, eines „intellektuellen Sündenfalls" (Rohde); von den Folgen dieser Schuld soll angespannte Lebensarbeit sie befreien und, wenn auch nach mannigfacher Wanderung durch andere Körperformen, schließlich heimführen zur übersinnlichen Welt.

Mit der kräftigen Entwicklung solcher Überzeugungen hat Plato tiefen Einfluß auf die Menschheit geübt. Einen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele brachte ihm nicht schon die Umgebung entgegen. Denn die alte Vorstellung von einem schattenhaften Fortleben der Seelen im Hades — grundverschieden von einer wahren Unsterblichkeit — beherrschte noch immer die Gemüter, selbst einem Sokrates war diese noch ein offenes Problem. Wohl hatte in kleineren, religiös und philosophisch gestimmten Kreisen der Unsterblichkeitsglaube schon Wurzel geschlagen, aber mit dem Ganzen einer Gedankenwelt hat ihn erst Plato verkettet.

Zugleich ist auch über die Hauptrichtung der Arbeit entschieden. Alle Sorge geht jetzt auf den inneren Stand, auf die Befreiung und Läuterung der Seele. Es bedarf aber die Wendung zur Wahrheit um so mehr des Aufgebots aller Kraft, als uns zunächst die Körperwelt mit dem Schein der Wahrheit umfängt, unsere Seele wie verschüttet und begraben, unsere Erkenntniskraft durch die Sinnlichkeit arg geschwächt und getrübt ist. So gilt es eine völlige Umwälzung: in schroffem Bruch mit der ersten Lage kehre der Mensch das geistige Auge und zugleich das ganze Wesen vom nächtlichen Dunkel zum Licht der Wahrheit. Die Bewegung des Lebens, wie alle Bildung und Erziehung, entwickelt sich nicht aus der bloßen Erfahrung, und der Fortgang entsteht nicht aus der Berührung von Innerem und Äußerem, sondern die Arbeit ist ein Sichbesinnen auf das wahre Wesen des Geistes, ein Wiederaufnehmen der echten, stets vorhandenen, nur verdunkelten Natur. So die Lehre von der Wiedererinnerung und den angeborenen (besser: eingeborenen) Begriffen, angreifbar in der näheren Fassung, unan-

greifbar in dem Grundgedanken, daß alles echte Leben eine Entfaltung des eigenen Wesens bedeutet, und daß alles Äußere die geistige Betätigung nur anregen, nicht erzeugen kann. Echte Einsicht und Tugend dem Menschen durch Sitte und Übung zuführen zu wollen, gleicht nach Plato einem Versuch, Blinden das Augenlicht von draußen her einzusetzen. Alles Erkennen schöpft schließlich nicht aus der Erfahrung, sondern aus dem ewigen Wesen des Geistes. Die „Einzeldinge sind Beispiele, welche uns an die allgemeinen Begriffe erinnern, aber sie sind nicht das Reale, auf welches diese Begriffe sich beziehen". (Zeller.)

Mit solcher Gestaltung der Lebensaufgabe verschlingen sich bei Plato aufs engste Überzeugungen vom wirklichen Verhalten des Menschen. Jene Wendung zum wahren Sein wird nach seiner Überzeugung von einzelnen vollzogen, es gibt — das ist eine gemeinsame Behauptung der griechischen Denker — echte Tugend auch innerhalb des menschlichen Kreises. Aber jene Individuen sind seltene Ausnahmen, die Menge verharrt bei der niederen Welt und hat keinen Sinn für das Schöne. Der Gegensatz Tüchtiger und Untüchtiger wird hier stärker empfunden als eine Gemeinschaft von Problemen und Schranken, ja es dünkt eine deutliche Scheidung von Edlem und Gemeinem unerläßlich, um das Gute in unserem Kreise aufrechtzuhalten. Wenn es gar heißt, daß die Menge mit ihrem Hange zu sinnlichen Genüssen sich der tierischen Lebensweise nähert, der Philosoph dagegen in dem Schauen der ewigen Welt ein gottähnliches Leben führt, so droht der Zusammenhang ganz zu zerreißen und die Menschheit in zwei getrennte Kreise auseinanderzufallen. Und zwar für alle Zeit. Denn es fehlt hier jeder Glaube an einen geistigen und sittlichen Fortschritt. Wie im All, so gilt auch bei der Menschheit das Verhältnis von Gutem und Bösem als in der Hauptsache unveränderlich; das Sinnliche, die Wurzel aller Hemmung, kann nicht vergehen, der schroffe Gegensatz von Sinnlichkeit und Geist, von flüchtigem Werden und unwandelbarem Sein erlaubt keinen Glauben an irgendwelches Vordringen der Vernunft. Das heißt nicht alle Bewegung und Verschiebung in unseren Verhältnissen leugnen. Aber Plato erklärt jene im Anschluß an ältere Denker durch die Annahme kreisläufiger Perioden, großer Weltepochen, die wohl aus der Astronomie stammt und schließlich auf Babylon zurückweist. Nach Vollendung ihres Umlaufs kehren die Dinge zum Ausgangspunkte zurück, um den-

selben Lauf immer neu zu wiederholen; die geschichtliche Bewegung wird eine endlose Folge von Kreisen ähnlichen Inhalts. Die Ordnung im Wechsel erscheint als ein Abbild der Ewigkeit. So fehlt ein weltgeschichtlicher Prozeß mit seinen Aussichten und Hoffnungen, und es gibt keine Berufung von den Mißständen der Gegenwart an eine bessere Zukunft.

Demnach mangeln der platonischen Lebensführung manche Antriebe, die dem modernen Menschen selbstverständlich dünken. Aber zugleich fehlen manche Zweifel und Sorgen, und für alles Mangelhafte der Durchschnittslage bietet einen überreichen Ersatz des Menschen geistige Natur, seine Wesensverwandtschaft mit der Gottheit. Dem trüben Zwielicht der menschlichen Verhältnisse kann der Tüchtige sich entwinden und sein Auge am reinen Lichte ewiger Wahrheit weiden. Bei Einsetzung voller Kraft ist das hohe Ziel ganz wohl erreichbar. Denn Plato kennt keine Kluft zwischen dem strebenden Geist und der Wahrheit, kein Irregehen dessen, der ernstlich sucht; ist nur das Verfahren richtig, so kann der Erfolg nicht fehlen. Wie aber ein kräftiges und mutiges Denken die volle Tiefe der Dinge erschließt, so beherrscht es auch alles Handeln und erhebt das ganze Leben über die Mißstände der niederen Sphäre. Alles Gelingen liegt dabei am Aufgebot der Tätigkeit, aber die Tätigkeit ist bei allem Ernst und Eifer frei von ungestümer Wallung und stürmischer Hast, da alles menschliche Streben aus einer Verwandtschaft unseres Wesens mit dem ewigen Sein und der vollkommenen Schönheit hervorgeht und dadurch sicher gelenkt wird.

Verfolgen wir diese Überzeugungen nun in die Hauptverzweigung des Lebens.

f. Die einzelnen Lebensgebiete.

α. Die Religion.

Plato ist insofern eine durch und durch religiöse Natur, als das Hangen des Menschen am All, das seine Arbeit beherrscht und eigentümlich gestaltet, von seiner Überzeugung vollauf anerkannt und in persönliches Erleben verwandelt wird. Er ist ganz davon durchdrungen, daß ein „königlicher Geist" das All regiert. Wie sehr er sich von dem Wirken einer göttlichen Macht umgeben weiß und fühlt, das bekundet schon seine mit Ausdrücken aus dem Gebiet der Religion, namentlich des Kultus, durchwobene Sprache; die

Bewegungen jener Jahrhunderte zur Verinnerlichung der Religion haben zum mindesten auf die Einkleidung seiner Lehren stark gewirkt. Aber Platos Religion bleibt immer die Religion eines griechischen Denkers, und zwischen dieser und der christlichen besteht eine weite Kluft. Denn dort ist die Religion nicht eine Rettung aus tiefer Not, nicht die Wiederherstellung der gestörten, ja zerstörten Einheit mit dem höchsten Wesen, nicht der Trost schwacher und hilfloser Seelen. Vielmehr dünkt hier der ursprüngliche Zusammenhang des Menschlichen und Göttlichen durch alle Irrung nicht so sehr zerrissen, um sich nicht jederzeit durch eigene Tat wieder aufnehmen zu lassen. So begleitet, ja durchdringt die Religion alle Arbeit, sie macht dem Menschen das Leben größer und stellt sein Wirken in unsichtbare Zusammenhänge. Das Bewußtsein, von der Gottheit behütet und im Lebenskampf unterstützt zu werden, erfüllt das Gemüt des Denkers mit tiefer Frömmigkeit. Aber diese Religion erzeugt nicht eine eigene Welt und bildet daher auch nicht einen besonderen Kreis gegenüber dem anderen Leben. Auch entsteht keine seelische Gemeinschaft zwischen Gottheit und Mensch, nichts, was ein persönliches Verhältnis heißen könnte, und was ein neues Leben mit sich brächte.

So bedarf es hier auch keiner besonderen geschichtlichen Offenbarung gegenüber der durchgängigen Erweisung des Göttlichen im All und Menschenwesen, noch einer religiösen Lehre, einer Theologie: mit jener Frömmigkeit verträgt sich aufs beste ein deutliches Bewußtsein des weiten Abstandes Gottes vom Menschen. Das Unwandelbare und Reine werde nicht in die unlautere Sphäre des sinnlichen Werdens herabgezogen; nur durch Zwischenstufen kann es zum Niederen wirken, Gott vermischt sich nicht mit dem Menschen. So die Überzeugung des Philosophen: „Gott, den Vater und Bildner des Alls, zu finden ist schwer und, wenn man ihn gefunden hat, allen mitzuteilen unmöglich."

Diese Religion des tätigen, gesunden, kräftigen Menschen folgt in der näheren Ausführung der zwiefachen Richtung der platonischer Denkart. Dem Metaphysiker ist die Forschung selbst und sie allein die wahre Religion; Gott bedeutet das schlechthin unwandelbare und einfache Wesen, aus dem alle Unwandelbarkeit und Einfachheit, zugleich aber alle Wahrheit stammt, er ist das Maß aller Dinge. Erst die Wendung vom farbigen Abglanz zum reinen Urquell alles Lichts führt das Leben vom Schein zur Wahrheit.

Nach der anderen Richtung ist Gott das Ideal der sittlichen Vollkommenheit, der vollauf gerechte und gütige Geist. Gott ähnlich werden, das heißt mit Einsicht fromm und gerecht sein; die Frömmigkeit aber ist nichts anderes als Gerechtigkeit gegen die Gottheit, Erfüllung aller Schuldigkeit gegen sie. Den Kern der Überzeugung bildet hier die Idee der sittlichen Weltordnung, der gerechten Vergeltung von Gutem und Bösem. Indem der Philosoph diesen Grundgedanken der religiösen Überzeugung des Griechentums aufnimmt, erweitert und vertieft er ihn gegen die übliche Fassung. Denn die Volksmeinung erwartete die Vergeltung schon im Diesseits, wenn nicht am Einzelnen, so doch an seinem Geschlecht; auch Plato läßt eine Gerechtigkeit schon in diesem Leben walten, ihren vollen Sieg aber erwartet er erst vom Jenseits. Er entwirft das Bild eines Totengerichts, das unbestechlich über die Seele urteilt, wenn alle äußere Hülle gefallen ist; er hat mit der packenden Eindringlichkeit seiner Schilderung es der Vorstellung der Menschheit unvergeßlich eingeprägt. Aber er richtet deshalb keineswegs die Gedanken des Menschen vornehmlich über das Grab hinaus. Von den Toten sollen wir denken, daß sie fortgegangen sind nach Beendigung ihres Werkes; wir aber müssen für die Gegenwart sorgen.

Die Gerechtigkeit des platonischen Glaubens wird keine Härte, sie ist mit Milde und Gnade vereinbar. Aber die Gerechtigkeit überwiegt hier die Liebe, und das sittliche Reich erscheint vor allem als ein Welt- und Gottesstaat. Das hat tief auf die folgenden Zeiten, namentlich auf das mittelalterliche Christentum gewirkt.

Wie der Denker an dieser Stelle die Volksüberzeugung nicht sowohl verläßt als vertieft, so bleibt auch darin ein Zusammenhang, daß Plato bei aller Verfechtung einer weltbeherrschenden Einheit keineswegs die Vielheit göttlicher Kräfte aufgibt, sondern mit seiner inneren Belebung der Natur die mythologische Vorstellung auf den Boden der Philosophie verpflanzt. Wo aber die Volksmeinungen den reineren Begriffen der Philosophie widersprechen, da scheut er nicht eine kräftige Abweisung und einen offenen Kampf. Er verwirft alles Unlautere und Unwürdige im üblichen Bilde der Götter, er verwirft mit noch größerem Eifer eine Religion, welche, statt sich durch Tat und Tüchtigkeit der Gottheit zu nähern, ihre Gunst durch äußere Werke, durch Opfer usw. erkaufen möchte und damit zu einem Handelsgeschäfte sinkt. Nur geringe Men-

schen, nur Schwächlinge werden diesen Weg versuchen; in Wahrheit ist es der Tätige, welcher der göttlichen Hilfe gewiß sein darf, der Gedanke an die Gottheit, der den Bösen schreckt, wird ihn mit frohen Erwartungen erfüllen.

β. Der Staat.

Der weltflüchtigen Richtung Platos müßte ein ablehnendes Verhalten zum Staat entsprechen. Wo die nächste Welt gänzlich dem Wandel und Schein verfallen ist, und wo die durch Denkarbeit vertiefte Persönlichkeit der gesellschaftlichen Umgebung schroff widerspricht, da sollte der Staat den Denker nicht anziehen und zur Mitarbeit reizen. Daß sich in Wahrheit Plato so viel mit ihm befaßt, bezeugt, wie stark es ihn aus der reinen Gedankenwelt zum Wirken für die Umgebung zurücktreibt; es erzeugen aber dabei die beiden Hauptrichtungen seiner Überzeugung verschiedene Ideale.

Die letzte Behandlung, welche die „Gesetze" bieten, darf für uns unbeachtet bleiben, da sie bei aller Weisheit der einzelnen Gedanken zu wenig Geschlossenheit hat. Dagegen müssen uns die zwei Staatsbilder beschäftigen, welche der „Staat" überliefert. Wohl umschließt sie beide ein einziges Werk, das gewiß die eigene Hand des Philosophen in leidliche Einheit gebracht hat. Aber innerlich sind beide zu verschieden, zu widersprechend, als daß sie in Einem Zuge entworfen und ausgeführt sein könnten. Wer so gering von menschlichen Zuständen denkt und sich ihnen so überlegen fühlt, wie der Plato der zweiten Hälfte jenes Werkes, der kann nicht mit solchem Eifer politisch-soziale Reformpläne schmieden und sie mit so viel Liebe ins Einzelne verfolgen, wie der Plato der ersten Hälfte. Bei solchen Fragen kann keine Erwägung glaubwürdig machen, was aus seelischen Gründen unmöglich ist.

Auf der ersten Stufe finden wir Plato als einen eifrigen Reformator des griechischen Staates in der Richtung eines weitergebildeten Sokratismus. Der Staat wird hier — unter ständigem Parallelismus mit der Einzelseele — eine Darstellung des Ideals der Gerechtigkeit im großen. Zu diesem Zwecke sollen sich alle Verhältnisse streng nach moralischer Ordnung gestalten, vornehmlich die Erziehung; die Hauptfunktionen der Gesellschaft sollen sich gemäß den Stufen des Seelenlebens deutlich scheiden und in festen

Ständen verkörpern; jeder soll gewissenhaft sein besonderes Werk verrichten, alle aber sich unter der Herrschaft der Intelligenz zum Ganzen einer Leistung verbinden. Um vom Dienst dieses Ganzen nicht durch selbstische Zwecke abgelenkt zu werden, müssen die Glieder der höheren Stände auf Privateigentum und Familie verzichten; ein wunderlicher Kommunismus aus ethischen Gründen krönt die platonische Lehre.

So wird der Staat ein ethisches Kunstwerk, ein Reich der auf Einsicht gegründeten Tugend. Mit der scharfen Ausprägung seiner Züge scheint dies Bild zunächst von der Wirklichkeit völlig abgelöst, eine genauere Betrachtung aber zeigt die kühnen Theorien des Denkers und die griechischen Verhältnisse durch manche Fäden verknüpft. Hier glaubt Plato noch an die Möglichkeit gründlicher Reformen innerhalb der menschlichen und der griechischen Lage.

Der spätere Entwurf hat diese Hoffnung aufgegeben. Die Sehnsucht nach dem Reich unwandelbarer Wesenheit hat hier den Denker dem menschlichen Dasein völlig entfremdet. Kehrt er dahin zurück, so geschieht es nicht zu eigener Freude, sondern der Brüder wegen, und auch weniger in der Hoffnung auf einen Erfolg in diesem Kreise, als um auch hier die ewigen Wahrheiten zu verkünden. Der Staat, wie er hier sich ausnimmt, ist vornehmlich eine Anstalt zur Heranbildung des Menschen für die unsichtbare Welt; es gilt in geordnetem Aufsteigen die Seele nach und nach vom Sinnlichen abzulösen und dem Unsinnlichen anzunähern; das ganze Leben wird eine strenge Erziehung, eine geistige Läuterung; diese Erziehung erhebt den Menschen mehr und mehr in eine Welt, der gegenüber alles politische Leben verschwindet. Durch den Staat selbst vollzieht sich eine Befreiung von der Sphäre, welcher der Staat angehört.

So eine Verschiedenheit, ja Unvereinbarkeit der beiden Typen. Aber bei allem Abstand bleiben wichtige Züge gemeinsam und geben der platonischen Politik einen einheitlichen Charakter. Hier wie da ist der Staat im großen was der Mensch im kleinen, hat überlegene Einsicht zu herrschen, bilden die geistigen und sittlichen Güter den Hauptinhalt des Lebens, wird das Individuum dem Ganzen vollständig eingefügt. Ohne eine Ausschließung der Willkür und eine Herstellung unerschütterlicher Ordnungen kann der Staat kein Reich der Vernunft sein. Solche Befestigung und solche Unter-

ordnung fordert aber der Denker in demselben Augenblick, wo er die menschliche Persönlichkeit energisch vom Staate ablöst, eine radikale Kritik an den überkommenen Zuständen übt, die kühnsten Pläne zu gänzlichem Umbau schmiedet. Der Philosoph tut demnach selbst, was er den anderen verbietet; der Staat soll einen dem Bedünken der Einzelnen überlegenen Inhalt haben, aber er empfängt ihn aus der Gedankenarbeit der souveränen Persönlichkeit. Schon dieser Widerspruch mußte eine unmittelbare Wirkung der platonischen Staatslehre verhindern; erst in völlig anderen Verhältnissen konnte zur Geltung kommen, was sie an wertvollen Anregungen und fruchtbaren Keimen enthält.

γ. Die Kunst.

Bei der Kunst ist es Plato umgekehrt ergangen wie beim Staat; hat er bei diesem unsägliche Mühe auf ein Gebiet verwandt, wo nicht seine Stärke lag, so hat die Kunst, welche den tiefsten Zug seines Wesens für sich hatte, einen angemessenen wissenschaftlichen Ausdruck nicht gefunden; ja eben der Philosoph, der mehr als irgend ein anderer zugleich Denker und Künstler war, hat die Kunst mit Anklagen überhäuft. Gegen die Kunst verbünden sich der metaphysische und der ethische Zug seines Wesens, während eine angemessene ästhetische Würdigung fehlt. Als eine bloße Nachahmung der sinnlichen Welt, als ein Abbild des Abbildes, entfernt sich die Kunst am weitesten vom wesenhaften Sein. Anstoß erregen die bunten und wechselnden Gestalten, welche die Kunst, namentlich das Drama, uns nachleben heißt, da uns die eine eigene Rolle im Leben wahrlich genug zu tun gibt, Anstoß auch der unsaubere Inhalt der vom mythologischen Vorstellungskreise beherrschten Dichtung, Anstoß endlich die fieberhafte Aufregung der Gefühle, wie Plato sie mehr und mehr die Kunst um sich anstreben sah. So erfolgt ein harter Zusammenstoß, trotz aller persönlichen Sympathie muß fallen, was das sittliche Wohl gefährdet. Ganze Kunstgattungen, wie das Drama, werden völlig verworfen; was bleibt, hat den Forderungen der Moral schlechthin zu gehorchen. Aber für Plato bedeutet die Unterordnung der Kunst keine Verwerfung des Schönen. Von den Mißständen des menschlichen Tuns führt ihn ein Weg zur Schönheit des Alls; wie sich aber im Kosmos das Gute mit dem Schönen, einem strengen und keuschen

Schönen, verschwistert, so erhält auch das Streben nach Wahrheit, die Arbeit der Wissenschaft, eine künstlerische Gestalt. Die Wissenschaft selbst wird hier das höchste und echte Kunstwerk.

δ. Wissenschaft.

Die platonische Wissenschaft ist nämlich von der neueren grundverschieden. Sie strebt nicht zu kleinsten Elementen, um aus ihrer Verbindung die Wirklichkeit aufzubauen, sondern sie schließt alle Mannigfaltigkeit von vornherein in Einen Anblick zusammen; die Erklärung geht vom Großen zum Kleinen, vom Ganzen zum Teil, die Synthese steht vor der Analyse. Die Dinge „zusammenzuschauen", die Verwandtschaften zu erkennen, das ist für Plato das Hauptwerk des Denkers, die schöpferische Intuition bildet die ihm eigenste Größe.

Auch ist die platonische Wissenschaft nicht wie die neuere eine Umsetzung der Welt in ein Reich allmählicher Bildung, ein Verstehen der Wirklichkeit vom Werden her, sondern sie hebt ein ewiges Sein aus dem Strom der Veränderung heraus und verwandelt das Chaos der Erscheinungswelt in einen wohlgeordneten Kosmos. Die Wendung zum Wesen erfolgt dabei nicht in langer und mühsamer Arbeit, sondern in einer durchdringenden Tat, mit Einem Schlage kann geistige Kraft in das Reich der Wahrheit versetzen. Die Wissenschaft kennt hier nicht jenen nagenden Zweifel, der ihre Arbeit in der Wurzel angreift. So kann sie sicher das Leben tragen und mit freudiger Gewißheit erfüllen.

Diese Fassung des Erkennens legt allen Nachdruck auf die Prinzipienfragen und schätzt die Einzelwissenschaften lediglich als Vorstufen der Philosophie. Nur die Mathematik als die Wissenschaft, welche vom Sinnlichen zum Übersinnlichen leitet, findet Anerkennung, alle Beschäftigung dagegen mit dem bunten Inhalt der sinnlichen Welt dünkt von geringem Wert und alle Behauptung darüber bloß eine mehr oder minder glaubhafte Ansicht. Dabei erfolgt alle Deutung der Natur von der Seele her, aus ihr stammt alle Bewegung und Ordnung im Weltall. Durch die kräftige Entwicklung solcher Überzeugungen hat Plato die naturwissenschaftliche Forschung aufs schwerste geschädigt. Indem ein Netz von menschlichen Begriffen die Wirklichkeit umschlingt und eine unbefangene Würdigung der Dinge in ihren eigenen Zusammenhängen

hemmt, gehen die bedeutenden Ansätze zu einer exakten Naturbegreifung, welche die vorsokratische Philosophie enthielt, für Jahrtausende verloren. Die Stärke der platonischen Leistung liegt in der reinen Begriffsphilosophie, der Dialektik, die nichts von draußen annimmt und auch über die eigenen Grundlagen deutliche Rechenschaft gibt. Seinen Höhepunkt erreicht dies Verfahren in der Behandlung der allgemeinsten Gegensätze: Ruhe und Bewegung, Einheit und Vielheit. Die Art, wie die einzelnen Glieder sowohl für sich entwickelt als aufeinander angewiesen werden, bildet mit dem Überschauen weitester Reihen und dem Zusammenhalten gegenläufiger Bewegungen, mit dem sicheren Wandeln im Reich unsinnlicher Größen, dem frohen Spiel der Gedanken bei schwerer Wucht der Probleme die vollendetste Leistung griechischer Beweglichkeit des Geistes. Es ist hier eine Befreiung des Denkens von aller Stofflichkeit vollzogen, ein Selbstvertrauen geistigen Vermögens durch siegreiche Tat begründet. Wenn Plato das dialektische Verfahren „die Gabe der Götter und das wahre Feuer des Prometheus" nennt, so hat solche Schätzung für ihn selbst die vollste persönliche Wahrheit.

g. Rückblick.

So deutlich die Lebensarbeit Platos einzelne Hauptzüge hervorscheinen läßt, das Ganze seiner Art zu würdigen ist überaus schwer; fast unvermeidlich fließt dabei die Individualität des Betrachtenden ein, und es macht sich jeder seinen eigenen Plato zurecht. Verfehlt ist es jedenfalls, Plato als eine überwiegend kontemplative, friedfertige, von seliger Ruhe erfüllte Natur zu verstehen, wie es auch Goethe in der bekannten Schilderung der Farbenlehre tut („Platon verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen"), die Plato zu einem Fra Angelico unter den Denkern macht. Es war zunächst wohl die wunderbare Vollendung der Form, die Abgeklärtheit der Gestaltung, welche den leidenschaftlichen Affekt verkennen ließ, der dieses Lebenswerk durchlodert; indem der Zauber der Schönheit auch die härtesten Kämpfe veredelte, machte er ihre Schwere gänzlich vergessen. Aber so begreiflich der Irrtum, er bleibt ein Irrtum; er übersieht, daß Plato die Umwälzung des Weltbildes und die Umwertung der Lebensgüter keineswegs vorfand, sondern selbst zu

vollziehen hatte; das konnte nicht in Fluß kommen ohne stürmische Erregungen und Bewegungen, es konnte nicht gelingen ohne ein Brechen härtester Widerstände und eine Erweisung gigantischer Kraft. Wenn irgend einer der Philosophen, so gehört Plato zu den Persönlichkeiten nicht des abgelösten Denkens, sondern des wesenumfassenden Handelns. Wie mußte es in seiner Seele wogen, wenn er Bewegungen hervorrief, die ganze Jahrtausende durchzittern und die Menschheit immer neu zu Liebe und Haß erregen! Aber es gibt einen Grundzug in Plato, der diesem Affekt entgegenwirkt, das ist die Vornehmheit der Gesinnung, und diese vornehme Gesinnung wiederum hat eine sachliche Grundlage an den inneren Notwendigkeiten und ewigen Wahrheiten, die hier das Leben tragen, an der aller menschlichen Willkür überlegenen Ideenwelt. Indem sich hier eine Welt bei sich selbst befindlicher Wahrheit von allem menschlichen Getriebe abhebt, bleibt allen Kämpfen, Aufregungen, Erschütterungen, die das mit sich bringt, der in ewigen Ordnungen begründete Inhalt der neuen Welt mit Sicherheit überlegen. So gewinnt nicht nur das Werk ein wunderbares Gleichgewicht von Kraftgefühl und Ehrfurcht, von Freude und Ernst, von Freiheit und Bindung, sondern dasselbe Gleichgewicht zeigt auch des Mannes Persönlichkeit. In aller Glut des Strebens hat sie nicht die wilde Leidenschaft eines Augustin, in aller Unterordnung unter die ewigen Wahrheiten nicht die willenlose Resignation eines Spinoza. So wirkt Plato, Persönlichkeit und Werk in Eins verschmelzend, zu uns mit einer Harmonie des Wesens, wie sie sich auf dem Boden der Philosophie nie so wiederfindet, wie sie bei wachsender Verwicklung der Verhältnisse und Steigerung der Gegensätze sich nicht wohl so wiederfinden kann.

In der Leistung ist wohl das Größte und Folgenreichste die Begründung alles menschlichen Tuns und des Gesamtumfanges der Kultur auf die Wissenschaft, sie hat unser ganzes Dasein befestigt und vertieft. Aber wir sahen, wie solche Schätzung der Wissenschaft keineswegs eine Verkümmerung des übrigen Geteslebens ergab, wie vielmehr alle Hauptrichtungen der menschlichen Arbeit sich ungestört entfalten, sich gegenseitig fördern und steigern durften. Wie alles Mannigfache von der kräftigen und weiten Persönlichkeit des Mannes umspannt blieb, so mußte es auch im Auseinandergehen immer wieder zueinander streben und sich zu Einem Lebenswerk verbinden. Die spätere Entwicklung hat die einzelnen